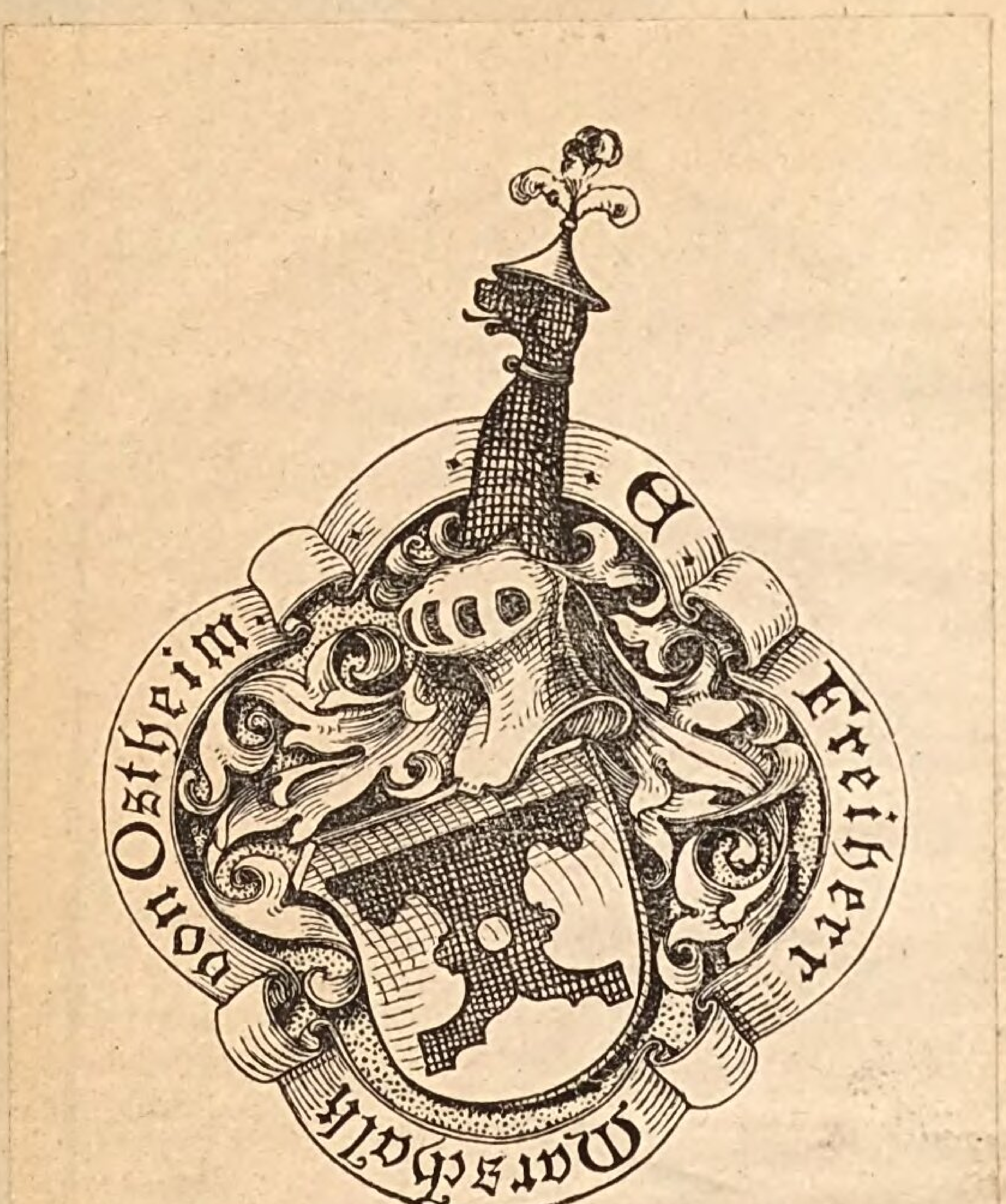

M. v. O.
Pol.
o. 6.

144
Revol. o. 145

Satyrischer Feldzug

in einer

Reihe von Vorlesungen,

gehalten zu Berlin im Winter 1813—1814

von

T. H. Friedrich.

Nebst einer

Zueignungsschrift an den Einsiedler
in Elba.

Berlin, 1814.
In der Maurerschen Buchhandlung,
Poststraße No. 29.

Zueignungsschrift

an den

Einsiedler in Elba.

Erhabner Einsiedler!

Auch den größten Männern fiel das traurige Loos, daß der Weyrauch des Nachruhms ungenossen an ihren Nasen vorüberzieht. Carl der fünfte war daher politisch genug, sich in die Einsamkeit eines Klosters zu begeben, und schon bey Lebzeiten sein Leichenbegängniß mit allem seiner Größe gebührendem Gepränge zu feiern. So eignete er sich gleichsam die Huldigung und Bewunderung der Nachkommen praenumerando zu, und sog schon hienieden den süßen Opferduft ein, der sonst nur den Manen geweihet ist. Auch Sie, erhabener Eremit! wußten den eisernen Spruch des Schicksals durch Ihre Weisheit zu ent-

kräften, indem Sie bey völlig ungeschwächten Leibes- und Geisteskräften sich in das selbstgewählte Exil einer kleinen steinigten Insel zurückzogen, sich dort gleichsam lebendig zu Grabe trugen, und nun den Weyrauch des Nachruhms, welcher Ihnen aus tausend Opferschalen, aus tausend Flug- und Fluchschriften folgt, mit dürstigen Zügen einschlürfen.

Welch eine Wollust muß es Ihnen seyn, erhabener Scheintodter! zu bemerken, wie die stumme Bewunderung aller derer, welche Sie einst mit Ihren großen Maaßregeln umfaßten, nun endlich Luft bekommt, und in die lautesten Acclamationen ausbricht? Und ach! von welchen Rührungen muß Ihre große Seele überwallen, wenn Sie in dem Moniteur lesen, daß selbst diejenigen, denen Sie einst durch Herzogthümer, Dotationen, Pensionen, Ehrenzeichen und andere Ausflüsse Ihres kaiserlichen Füllhorns den Mund

stopften, nun plötzlich in das Unisono der Bewunderung einstimmen?

Oder hatten Sie vielleicht einen anderen Zweck vor Augen, als Sie Ihre hohe politische Thätigkeit gegen Ihre jetzige philosophische Ruhe vertauschten? Ist es vielleicht irgend ein neuer weltbeglückender Gedanke, worüber Ihr schöpferischer Geist jetzt brütet? Carl der fünfte widmete sein Klosterleben der Uhrmacherkunst, und sein Ehrgeiz versuchte sich an dem Experimente, welches ihm mit den Menschen nicht vollkommen geglückt war: alle seine Uhren in absolute Übereinstimmung zu bringen. — Sie, großer Mechanicus! werden ähnliche Experimente mit Ihrem Häufchen neuer Unterthanen anstellen. Sie werden das große Problem lösen, aus Menschen Uhren zu machen, welche sich nach einem und demselben Gesetze der Mechanik bewegen, Singuhren, welche nur aufgezogen zu wer-

den brauchen, um von dem Lobe ihres Reformators zu ertönen. Durch die Verdoppelung der Steuern, womit Sie Ihre neue Herrschaft so rühmlich ankündigten, haben Sie bereits die Bahn gebrochen, und wahrlich! dem Manne, dem es gelang, Myriaden Kehlen zu dem Tedeum zu vereinigen, welches ihm jetzt aus voller Brust von dem festen Lande Europas nachhallt, dem kann es auch nicht fehlen, die Herzen seiner Unterthanen in völlig übereinstimmende Perpendikel zu verwandeln.

Geruhen Sie die Ausdrücke der Bewunderung anzunehmen, womit ich Sie, der nie aufhört, sich um die Wissenschaften, namentlich um die Satyre, verdient zu machen, zu meinem Mäzenas und Protektor erwähle, und dieses Werkchen, welches mehr als Eine Apologie Ihrer Herrschergaben enthält, zu Ihren Füßen lege.

Der Verfasser.

Vorerinnerung.

Die Vorlesungen, welche ich hiermit dem Publikum weihe, sind in Berlin vor einer zahlreichen und gebildeten Versammlung gehalten worden. Ich wünsche mir Glück, wenn meine Leser sie mit demselben unbefangenen und

vorurtheilsfreien Gemüthe aufnehmen, wie meine Zuhörer.

Berlin, im Monat März 1814.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Erste Vorlesung. Über das gegenwärtige goldene Zeitalter 1

Zweite Vorlesung. Über die Hölle . . . 29

Dritte Vorlesung. Über die Kunst reich zu werden 65

Vierte Vorlesung. Über die Kunst zum Amte zu gelangen 116

Fünfte Vorlesung. Über Napoleon den Großen und die Kunst sich uusterblich zu machen 153

Sechste Vorlesung. Über die Pantoffeltaktik, oder über die Kunst die Männer zu unterjochen . . . . 18[illegible]

Seite

Siebente Vorlesung. Über Erziehungskunst mit Rücksicht auf die Verbesserung der Schaafzucht 230

Achte Vorlesung. Naturgeschichte des Esels 265

Neunte Vorlesung. Naturgeschichte des Affen 293

Zehnte Vorlesung. Über das Manschetten- oder Landsturmfieber, und über die Gallomanie oder Franzosensucht 300

Sinnentstellende Druckfehler.

Seite 6, 6te Zeile von unten, lies: **blinkt** statt bleibt.

Seite 35, 1ste Zeile von oben, lies: **Graus** statt Chorus.

Seite 45, 2te Zeile von oben, lies: **Günstlingen** statt Geistlichen.

Seite 47, 9te Zeile von oben, lies: **Parthie** statt Dorthin.

Erste Vorlesung.

Ueber das goldene Zeitalter.

Meine hochzuehrende Herren!

Die heutige Vorlesung, deren Gegenstand das goldene Zeitalter Napoleons des Großen ist, hat eigentlich einem sinnreichen Staatsrathe in dem gewesenen Königreiche Westphalen ihre En stehung zu danken, und ist am letzten St. Napoleonstage auf einer Universität des besag en Königreichs ad Mandatum Serenissimi öffentlich vorgelesen wor-

den. Ich bin von dem Verfasser beauftragt, dieses unschätzbare Geisteswerk zur Publicität zu bringen, damit es nicht etwa durch den Strom der Zeit verschlungen werde.

Dies fand ich, um Mißverständnisse zu verhüten, vorauszuschicken nöthig. Jetzt zur Sache.

Endlich meine hochzuehrende Herren! ist das goldene Zeitalter erschienen, von welchem seit Jahrtausenden die Dichter sangen und fabelten, welches alle politischen Fernseher und Lobredner des großen Mannes, der die Schicksale der Welt regiert, und der unsern Erdball gleichsam wie der Knabe einen summenden Waldtreiber um seine Finger kreisen läßt, schon seit dem Anfange seiner thatenreichen Laufbahn mit prophetischem Geiste verkündeten, und welches der große Mann selbst uns mehr als ein Mal zum Weinachtsgeschenke verhieß, wenn wir als fromme und folgsame Kinder seinen väterlichen Willen befolgen,

das heißt, unsern letzten Heller aus der Tasche geben würden.

Endlich — sage ich — ist uns das goldene Zeitalter erschienen, und wir können den Anfang dieser glücklichen Periode von dem Zeitpunkte datiren, wo das Gold selbst aus unsern Taschen und Kasten verschwunden ist, und dem Papiere, namentlich den Bons, Platz gemacht hat.

Zwar möchten einige Kurzsichtige, die sich das Gold als unerläßliche Bedingung des goldenen Zeitalters denken, hierin einen Widerspruch finden. Da jedoch dieses gelbe Metall bekanntlich die Quelle unzähliger Uebel ist, und eben daher das goldene Zeitalter des Saturnus dasjenige war, wo man es fast nur dem Namen nach kannte, so folgt daraus unumstößlich, daß wir mit dem Golde zugleich von dem Uebel befreiet, und auf jenen einfachen Naturzustand zurück geführt sind, der die Grundlage wahrer irdischer Glückseligkeit ist. Lassen wir daher das

Gold immerhin in den Säcken einiger Marschälle, Commissarien, Lieferanten, Intendanten, Kriegszahlmeister, Wucherer und alttestamentorischer Glaubensgenossen. Bedauern wir diese Unglücklichen vielmehr mit wahrhaft christlichem Mitleiden, daß sie von unserer Seligkeit ausgeschlossen sind, und wünschen wir uns von Herzen Glück, daß sie sich die Mühe genommen haben, uns des unseligen und verderblichen Metalls zu entledigen. —

Aber woher kommt es gleichwol, daß die meisten unserer Zeitgenossen so wenig empfänglich für dieses Glück sind, und daß man von allen Seiten über eiserne Zeiten klagen hört?

Hierdurch, hochzuehrende Herren! bestätigt sich abermals der uralte Erfahrungssatz, daß die Menschen ewige Kinder sind, welche ihr wahres Glück nicht einsehen, sondern weinen und schreien, sobald man ihnen dasjenige

entreißt, womit sie sich Schaden zufügen könnten.

Ich werde mich bemühen, Ihnen zu beweisen, daß unser Zeitalter den Namen des goldenen in mehr als Einer Rücksicht verdient, und daß wir daher sehr unartig, gottlos und undankbar gegen den erhabenen Schöpfer unseres Glücks sind, wenn wir unaufhörlich über eiserne Zeiten klagen.

Auf diese Art, meine Hochzuehrenden! wollen wir den heutigen Tag, an welchem mehr als 100 Millionen Menschen dankbar zum Himmel ihre Wünsche für die Erhaltung des großen Wohlthäters erschallen lassen, würdig feiern.

Zuerst also fahre ich denen, die sich so lästerlich über das Verschwinden des Goldes und Silbers beklagen, mit der unwiderleglichen Brhauptung in die Parade, daß dieses edle Metall immer noch, wenn gleich an einer andern Stelle, und in einer andern, mehr veredelten, Gestalt vorhanden ist,

daß es daher keines Weges verschwunden, sondern nur in andere und bessere Hände gerathen, und mehr als vorher in Circulation gesetzt ist.

Was nämlich vorher in soliden Rollen und Barren, als todtes Capital, die Schränke und Kasten filziger Kapitalisten, Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker, Gutsbesitzer und Bauern füllte, das glänzt nunmehr, in Tressen, Stickereien und Epaulets verwandelt, auf den reichen Uniformen der bereits gedachten Marschälle, Generale, Kriegszahlmeister und Kommissarien, oder ihrer Lakaien, Jokeyen und Kutscher. Was vordem in den verschlossenen Schmuckkästchen unserer ehrsamen deutschen Haus- und Jungfrauen sorgsam verwahrt wurde, das bleibt und cirkulirt jetzt, in geschmackvolle Ohrgehänge, Diademe, Ringe, Halsketten und Haarnadeln verwandelt, an den Köpfen und Busen der Maitressen jener Herren. Was sonst in der Gestalt plumper gothischer

Humpen und Römer, oder massiver Suppenschüsseln auf den Tischen deutscher Fürsten, Bischöfe, Prälaten und Herren glänzte, das paradirt jetzt, in elegante Service, geschmackvolle Terrinen, hetrurische Trinkgeschirre und Prachtaufsätze verwandelt, auf den Tischen der neuen Reichen, namentlich einiger wohlgemästeten Lieferanten, Verpflegungsbeamten, Kundschafter, Spione, Kuppler und Kaperausrüster. — Was sonst auf unseren Altären, in Gestalt centnerschwerer Kruzifixe, Weihgefäße, Abendmalskelche, Monstranzen und Kandelabern funkelte, das schimmert jetzt, zu niedlichen neumodischen Punschnäpfchen veredelt, in den Bacchanalien schwelgender Generalintendanten, oder in zierliche Waschbecken und antike Nachtgeschirre metamorphosirt, in den Tempeln der bona dea, zu deutsch: in den Freudenhäusern. Endlich, was sonst mit den ehrbaren Lockengezierten Häuptern angestammter deutscher Fürsten ausgeprägt war, das

trägt jetzt die novantiken Lorbeergekrönten Häupter der neuen Erdgötter, die, wie einige übelgesinnte Spötter behaupten, so kahl sind, daß man sie schier bei einer cranologischen Vorlesung des Doktors Gall zu Grunde legen, und ohne große Schwierigkeit sowohl das Falschmünzerorgan, als das Diebsorgan, das Raub- und Mordorgan, das Sperlingsorgan und das Wanderungs- oder Zigeuner- und Vagabundenorgan, wie hundert andere, an ihnen herausfühlen könnte.

„Gut!" — werden die Unzufriedenen sagen — „aber was nützt es denn Uns, aus deren Kasten und Schränken das Gold und Silber verschwand, wenn es sich jetzt in einer andern, wenn gleich mehr veredelten Gestalt, in dem Besitze eines Fremden befindet? Für Uns arme Teufel ist es dahin."

Diesen unzufriedenen Herren beweise ich mit A plus B, daß wir glücklicher Weise in dem Zeitalter der Surrogate leben, welche

uns für den Verlust des Urstoffs vollkommen entschädigen. Denn wie wir jetzt Surrogate für Brot, Holz, Kaffee und Zucker haben, so haben wir auch Surrogate für Rind-, Kalb-, Hammel- und Schweinefleisch, nämlich Pferde-, Hunde- und Katzenfleisch. Wie wir jetzt Surrogate für verschwundene Haare, Zähne, Busen und Waden, ja für ganze Gliedmaßen haben, wie uns unzählige Krüppel beweisen, die vor unsern Augen vorbei wanken: so haben wir auch Surrogate für Ehre, Verstand, Schönheit, Jugend und Tugend, nämlich das Geld und die Macht. Wie wir Surrogate für die verlorne Treue unserer Frauen haben, nämlich die Untreue und Hinfälligkeit anderer Frauen, so haben wir auch Surrogate für den Ehestand, nämlich die Bordelle. Wie wir Surrogate für die Vernunft haben, nämlich die Systeme unserer Naturphilosophen, so haben wir auch Surrogate für die Geistesgeburten eines Schiller, Klopstock und Wie-

land, nämlich die Aborte unserer neuesten Mystiker, Romantiker uud Karfunkeldichter. Ja einige Spötter gehen soweit, daß sie behaupten, wir hätten auch Surrogate für die verschwundene Gastfreundschaf', nämlich die Einquartierungsbillette, Surrogate für die verschwundene Freiheit, nämlich Ketten, Fußblöcke und Galeeren, Surrogate für das verschwundene Recht, nämlich Kanonen und Bajonette, Surrogate für die Liebe und Treue der Unterthanen, nämlich Spione, Häscher, Gensd'armen, und Militaircommissionen, und wie wir Surrogate für echte Edelsteine und Perlen hätten, nämlich gefärbte Kieselsteine und Glasperlen: so hätten wir jetzt sogar Surrogate für Helden, Kaiser und Könige, nämlich unsern erhabensten Protektor, dessen Gedächtniß wir heute mit inniger Rührung und Zerknirschung feiern, und unsern angebeteten Landesvater, Hieronymus Napoleon. —

Daher kann es nicht fehlen, meine

Hochzuehrenden! daß wir jetzt auch Surrogate im Ueberfluß für unser verlornes Gold haben. Ich meine nicht etwa die Bons, die wir statt dessen vorläufig in Händen halten. Von diesen ist hier so wenig die Rede, als von den goldenen Stralen der Morgenröthe und den goldenen Locken unserer Schönen, die unsre Dichter zwar sehr reizend besingen, wofür uns jedoch kein Jude einen Dreier borgt, und die wir eben so wenig in die Münze schicken können, als jene sogenannten Bons, welche von einigen Spöttern mauvais genannt werden.

Nein, meine Hochzuehrenden! hier ist von ganz andern Goldsurrogaten die Rede, in deren Hinsicht unser Zeitalter eine wahre Goldmine ist.

Dazu gehören 1) die goldenen Hoffnungen, an denen wir so reich sind, und die einen so herrlichen, hellschimmernden Reflex in die Zukunft werfen. —

Die Hoffnung, meine Hochzuehrenden!

ist einr Pflanze, welche in der Asche der Wirklichkeit am lustigsten wuchert. Denn die Asche gehört bekanntlich zu den vorzüglichsten Düngungsmitteln, und auf den Gräbern bemerken wir stets die üppigste Vegetation. Kein Wunder also, wenn das Grab unseres ehemaligen Wohlstandes und Reichthums ein wahres Mistbeet für die Hoffnungen der Zukunft ist, und daß wir an dem Surrogatgolde der Hoffnung in demselben Verhältnisse reicher geworden sind, als wir an dem baaren klingenden Golde ärmer wurden. Zwar werden die Mißvergnügten zu diesem unkörperlichen Surrogatgolde die Köpfe schütteln, aber sie müssen mir zugeben, daß es den Verlust des materiellen Goldes so vollkommen ersetzt, wie ein angenehmer Traum eine angenehme Wirklichkeit, z. B. wie die schöne Traumgestalt einer Geliebten uns über die Abwesenheit der wirklichen, mit Fleisch und Bein begabten, wenigstens so lange wir träumen, vollkommen tröstet.

Wie sehr haben wir daher Ursach, unserm erhabenen Wohlthäter zu danken, daß er uns mit dem Surrogatgolde der Hoffnung in so überschwenglichem Maße überschüttete, indem er die Last des materiellen Goldes von uns nahm.

Ein zweites Surrogat dieser Gattung sind die goldenen Wahrheiten, Erfahrungen und Weisheitsregeln, die der Strom unseres Zeitalters, gleich dem Goldsande, an seinen Ufern ausspülte. Wir Deutsche haben z. B. eine Erfahrung gemacht, die im eigentlichen Sinne nicht mit Tonnen Goldes zu bezahlen ist, nämlich daß wir in Zukunft fein zusammenhalten, uns nicht durch kindischen, wackern Deutschen nicht geziemenden Kleinmuth gegen unsere Kraft blind machen sollen, daß wir den Nationalsinn und den Nationalstolz in uns erwecken, alles Fremde, was wir als schlecht anerkennen, (ich nehme das Französische aus) weit von uns verbannen, unser Gold und Silber

nicht an fremden Modekand verschwenden, sondern es lieber in Klingen und Feuerröhre für die Schädel der ewigen Feinde des Continents — ich meine die Engländer — verwandeln sollen; ferner daß wir unsre uralten vaterländischen Eichen lieber zu Galgen und Schandsäulen für Landesverräther und andre undeutsche Buben, als zu Ehrenpforten für fremde Gaukler und Abentheurer, lieber zu Piken und Keulen zur Beschützung unseres Heerdes, als zu Pallisaden und Zwingern für die Befestigung fremder Tyrannei umfällen sollen. —

Auch für diese goldene Erfahrung müssen wir daher unserm großen Wohlthäter und Protector mit gerührten Herzen danken.

Endlich ein drittes Surrogat des klingenden Goldes sind die Goldminen der heutigen Philosophie und Poesie. Zwar gibt es giftige Bösewichter, welche behaupten, daß alles darin enthaltene Gold kaum hinreichend sey, um die Baukosten für ein Land-

narrenhaus im gothischen Styl zu bestreiten, groß genug, um alle unsere neumodischen Philosophen, Mystiker und Romantiker in sich zu fassen. Aber es ist bekannt, daß dergleichen summendes Spöttervolk selbst das Heiligste mit seinem Geifer besudelt. Wir wollen es daher nicht ein Mal einer Widerlegung würdigen, vielmehr jetzt zu unserm Hauptargument übergehen, nämlich zu dem Beweise, daß unser Zeitalter demjenigen, welches die Dichter uns als das goldene anpreisen, wie ein Ey dem andern gleicht.

Was war denn — frage ich — die Grundlage jenes glückseligen Zustandes, der uns so reizend geschildert wird? War es etwa das Gold? — Mit Nichten. Es war die Mäßigkeit und Genügsamkeit jener Naturmenschen, ihre Unbekanntschaft mit dem Luxus, und den daraus entspringenden Gebrechen und Lastern, die Einfalt ihrer Sitten, ihre kindliche Unschuld und ihre ungekünstelte Menschenliebe.

Daß alle diese Tugenden auch unser Zeitalter characterisiren, werde ich sonnenklar darthun. Zuerst also die Mäßigkeit und Genügsamkeit! —

In dieser Tugend haben wir es hoffentlich zu einer Meisterschaft gebracht, deren sich selbst die Zeitgenossen des Saturnus nicht rühmen konnten. Denn die Erfahrung lehrt, daß Millionen unserer Zeitgenossen sie täglich bei Brot, Kartoffeln, Wurzeln und Wasser, viele sogar bei Hunde- und Katzenfleisch üben.

„Zugegeben" — sagen Sie. „Aber wer wird denn behaupten wollen, daß sie sich bei dieser Art von Mäßigkeit glücklich fühlen?" Meines Erachtens bedarf dieß kaum eines Beweises. Denn offenbar steht es ja jenen Millionen Genügsamen frei, ihrer einfachen Lebensweise, wenn sie keinen Gefallen daran finden, durch den Hungertod ein Ende zu machen. Da sie jedoch so hartnäckig daran hängen, so schließe ich daraus,

daß sie sie lieben. Was man aber liebt, in dessen Besitze fühlt man sich glücklich, woraus sonnenklar folgt, daß sie sich bei ihrer kargen Diät glücklich fühlen. — Machen Sie den Versuch, und reichen Sie einem Hungrigen mit der einen Hand einen Strick, und mit der andern ein Stück Brot: ob er nicht nach dem letzteren greifen wird, und zwar mit einer Begierde, die seine Liebe zum Leben deutlich verräth, und die kein Gesättigter empfindet, wenn Sie ihm eine Fasanenkeule darreichen. Kein Wunder! — Denn offenbar wächst ja mit dem Hunger die Lust des Genießens, und ich schließe daraus, daß diejenigen, welche auf Brot, Kartoffeln, Wurzeln und Baumrinde reduzirt sind, die eigentlichen Genießer und Leckermäuler, folglich bei weitem glücklicher sind, als diejenigen, welche an einer Apiciustafel schwelgen.

Selig also sind die Hungrigen, und solcher Gestalt haben wir wohl Ursache, unser Zeitalter das selige oder goldene zu nennen,

diejenigen aber, welche uns auf die einfachsten Bedürfnisse zuruckführten, als die Schöpfer dieser glücklichen Periode zu preisen.

Gehen wir nun zu dem zweiten Erfordernisse des goldenen Zeitalters, der Kindlichkeit und Unschuld über.

Kindlichkeit und Unschuld sind offenbar Blüthen des Naturzustandes. Daß wir aber diesem Zustande wieder gegeben sind, ergibt sich aus mehreren unwiderleglichen Anzeigen. Vor allen erkenne ich ihn in dem ungekünstelten Umgange und der kindlichen Annäherung beider Geschlechter.

Milzsüchtige wollen zwar hierin ein böses Zeichen der Zeit wahrnehmen, und sprechen von Sittenverderbniß. Aber ich frage: ist nicht gerade die innigste Vertraulichkeit und, wenn ich so sagen darf, Verschmelzung beider Geschlechter, ein Merkmal des unverdorbensten Naturzustandes?

Wir wollen nicht der schwarzen häßlichen Negerinnen und Hottentottinnen ge-

denken; lassen Sie uns unsere Blicke auf die reizenden Bewohnerinnen der Insel Nukahiva richten, die eher eine Vergleichung mit unsern schönen Landsmänninnen aushalten. Hier äußert sich jene Natürlichkeit im Umgange in so hohem Grade, daß sie unsern Schönen zum Muster dienen können.

Die Sittenrichter sprechen von Schamlosigkeit. Aber ich frage: was ist Schamlosigkeit anders, als das Gefühl der Unschuld? Denn wer erröthet, gibt offenbar zu erkennen, daß er sich einer Schuld bewußt ist, wer aber nicht erröthet, beurkundet eben dadurch seine Schuldlosigkeit. — Seitdem also das Erröthen bei dem schönen Geschlecht aus der Mode kam, ist die Unschuld bei ihm an der Tagesordnung.

Lasset uns seyn wie die Kindlein, meine Lieben! Schämt sich etwa das Kind, wenn es uns eine Blöße zeigt? Nein! — Erröthen die schönen Nukahiverinnen und Otaheiterinnen, wenn die Augen des lüsternen

Europäers ihre nackten Reize verschlingen? Mit Nichten. — Wer aber zweifelt an der Unschuld und Unverdorbenheit beider?

Eifern wir also nicht mehr so pedantisch gegen die Kindlichkeit, welche sich in dem Umgange beider Geschlechter offenbaret, und was besonders die natürliche Bekleidung des schönen Geschlechts betrifft, so lassen sie uns ausrufen: hony soit, qui mal y pense! so oft wir einen unverhüllten weiblichen Busen oder noch mehr sehen; denn die Unschuld ist nackt. Je mehr wir uns also der Nacktheit nähern, desto mehr nähern wir uns dem Zustande der Unschuld und Natur, welcher die nothwendige Bedingung des goldenen Zeitalters ist.

Hieraus ergibt sich zugleich, meine Hochzuehrenden! wie sehr wir Ursache haben, den Menschenfreunden zu danken, die uns diesem glücklichen Zustande der Nacktheit näher bringen, deren wohlthätige Hand uns den letzten Rock und das letzte Hemde aus-

zieht, um uns zu wahren Naturmenschen zu machen.

Und dieß führt uns zugleich auf das zweite Merkmal des Naturzustandes. Dieß besteht in dem kindlichen Verlangen unserer Zeitgenossen, sich fremdes Besitzthum zuzueignen. Sowohl bei den unverdorbenen Indianern, als bei den unschuldigen Kindern bemerken wir, daß sie ihre Hände nach allem demjenigen ausstrecken, was ihnen in die Augen sticht, besonders nach dem, was blinkt und schimmert, als da ist Gold, Silber, blitzendes Gestein u. dgl. m. Ob dieß einem andern gehört oder nicht, liegt außer den Grenzen ihrer unvollkommenen Ueberlegung.

Gerade dasselbe ungestüme, kindliche Verlangen characterisirt auch unser Zeitalter. Jene Milzsüchtigen wollen zwar auch hierin ein schlimmes Symptom erkennen und sprechen von Nichtachtung fremden Eigenthums, Hang zum Diebstahl und Raube,

Plünderungssucht, unersättlicher Habsucht und so weiter.

Aber, du lieber Gott! gibt es denn eigentlich im Naturzustande ein Eigenthum? Herrscht dort nicht vielmehr eine allgemeine Gütergemeinschaft? Steht es dort nicht einem Jeden frei, die Früchte der Bäume zu brechen, und die Thiere der Wälder zu fangen? — Ist also Diebstahl und Raub im Naturzustande denkbar? — Keines Weges! Wenn wir nun bemerken, daß heut zu Tage sich ein ähnliches Verlangen unserer Nebenmenschen nach dem, was in unsern Taschen, Kasten, Schränken, Speichern, Scheunen und Ställen verborgen ist, offenbaret, so muß uns das nicht Wunder nehmen, vielmehr müssen wir darin ein neues Zeichen des Naturzustandes und des goldenen Zeitalters erkennen.

Zu allen diesen kommt noch die jetzt herrschende größere Gleichheit. Denn wer bestreitet, daß heut zu Tage die ungeheure

Scheidewand zwischen Reichen und Armen, Herren und Dienern, gesunken ist? „Recht!“ werden die hypochondrischen Herren sagen, „die Reichen sind Bettler und die Herren Knechte geworden. Die Populace herrscht, das Gesinde, oder vielmehr das Gesindel befiehlt und fordert Gehorsam von denen, zu deren Füßen es sich sonst krümmte. — Seht da eure gepriesene Gleichheit!“

Ich antworte: gibt es denn im Naturzustande Reiche und Herren? — Besteht das Glück desselben nicht vielmehr darin, daß Niemand durch Stand, Geburt, Reichthum und Verstand etwas vor dem andern voraus hat, und daß jeder sein eigner Herr und sein eigener Diener ist? —

Und nun noch ein Paar Worte über die Menschenliebe, als ein nicht minder hervorstechendes Merkmal unseres Zeitalters. Wer mag uns in dieser Tugend den Vorzug streitig machen?

Nichts von den unzähligen Lazarethen,

Armenhäusern, Speisungs- und Rumford-scher Suppen-Anstalten, Blinden- und Taub-stummen-Instituten, wovon das Zeitalter des Saturnus gewiß nichts ähnliches aufzuwei-sen hat. Ich erkenne diese thätige Men-schenliebe vor Allem in der mitleidigen An-näherung des schönen Geschlechts an das unsrige, deren ich bereits oben gedachte. —

Denn gleichwie die besagten Nukahive-rinnen den anlandenden bärtigen Euro-päern an den Bord des Schiffes entgegen kommen, und sich sogar tief ins Wasser hin-ein wagen, um ihnen ihre liebevolle Theil-nahme zu beweisen: eben so thätig zeigt sich die Menschenliebe mancher unserer schönen Landsmänninn gegen ankommende bärtige Männer, und man kann von ihnen mit dem-selben Rechte sagen: daß sie ins Wasser gehen. —

Noch mehr aber verdient die Gastfreund-schaft, jene alte patriarchalische Tugend, er-wähnt zu werden, welche bei unsern Zeitgenossen ohne

ohne Zweifel den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erstiegen hat.

Giebt es jetzt wohl irgend einen Hausvater, der sich nicht rühmen könnte, einige Tausend durchziehende Wanderer von der großen Nation gespeiset und getränkt zu haben?

Es ist in der That ein recht herzergreifendes Schauspiel für den Menschenfreund, zu sehen, wie das Auge des Hausvaters sich mit Freudenthränen füllt, wenn ein Dutzend Hungriger in sein Haus hereinstürmt, und ihm, unter zärtlichen Begrüßungen, die Anweisung auf seine Gastfreundschaft vor die Augen hält; wie dann der brave Mann sich mit wahrem christlichen Mitleiden beeifert, seine Gäste durch ein reichliches Mal zu erquicken; wie er selbst mit Weib und Kindern Hunger leidet, um nur seine lieben Gäste satt zu machen, wie er seinen letzten Rock, sein letztes Hemde, seinen letzten Zehrpfennig weggiebt, um es den theuern Gastfreunden

nur an nichts fehlen zu lassen, ja wie er selbst sein Bett, und, wenn es die Menschenliebe gebiethet, sogar sein Ehebett mit ihnen theilt.

Alles dieses deutet doch offenbar auf das Vergnügen, welches der gute Mann in der Uebung der Gastfreundschaft empfindet. Zwar wollen einige die kleinen Entbehrungen, Aufopferungen und Sorgen, die damit verbunden sind, in Anschlag bringen. Aber wie sehr verschwinden sie gegen die Freude des Wohlthuns, die nothwendig ein jeder Menschenfreund empfinden muß, wenn er sieht, wie es seinen lieben Gästen so wohl schmeckt, daß sie seine letzte Flasche auf seine Gesundheit leeren. — Wahrlich! nichts geht über das schöne Bewußtsein, die Hungrigen gespeiset, die Dürstigen getränket, die Nackten bekleidet zu haben. Und da dieses Gefühl durch die Menge der gespendeten Wohlthaten nothwendig erhöhet werden muß, so folgt daraus, daß derjenige, welcher die Tugend der Gastfreundschaft in

solchem Maaße übte, daß er darüber zum Bettler geworden ist, offenbar in dem Gefühle des Wohlthuns der Reichste seyn muß.

Und hieraus ergiebt sich endlich, meine Hochzuehrenden! wie sehr wir uns durch unser heidnisches Fluchen und Schimpfen an den Menschenfreunden versündigen, welche uns durch häufige Zusendung solcher Gastfreunde die Wonne des Wohlthuns im reichlichsten Maaße schmecken lassen. Seyn wir dankbar, meine Herren! Erkennen wir die gutmüthige Absicht unserer Wohlthäter mit gerührtem Herzen, und betrachten wir die uns zugetheilten Quartierbillette als Anweisungen auf den süßesten Genuß, dessen ein menschliches Herz fähig ist, zugleich aber als Einlaßkarten in das Französische Himmelreich und als Abonnementsbillette auf die unaussprechliche Ehre und Freude einer künftigen unmittelbaren Einbürgerung in das überglückliche Kaiserthum des großen

Wohlthäters, von dem wir jetzt nur die Unter-Unterthanen sind, mittelst dieses Unter- oder After-Königreichs.

Zweite Vorlesung.

Ueber die Hölle.

Meine hochzuehrenden Herren!

Mir träumte vor Kurzem, ich sei ein Bewohner des Mondplaneten. Dort herrschte ein mächtiger Kaiser, Namens Chamäleon, der martialische, in dessen Diensten ich sonderbarer Weise als — Premierminister stand. Ich hatte jedoch einen Fehler, der auf einem solchen Posten kaum zu verzeihen ist,

ich war über alle Maaßen freimüthig. Und so kam es denn, daß ich mir herausnahm, einen Krieg, den Kaiser Chamäleon der martialische führte, einen ungerechten zu nennen.

Dies hatte denn die natürliche Folge, daß Seine Majestät mich das ganze Gewicht seines Zornes und seiner Ungnade fühlen ließ, und mir mit den Worten: geh zum Teufel! den Abschied gab. —

Wie ich diesen Befehl ausrichtete, werden meine hochzuehrende Herren aus dem Berichte vernehmen, den ich Seiner Majestät über meine Gesandschaftsreise in die Hölle erstattete. — Dieser Bericht lautete wörtlich wie folgt:

Sire!

„Geh zum Teufel!" das waren die gewichtigen lakonischen Worte, womit Ew. Majestät mich jüngst in einer Anwandlung Kaiserlichen Humors zu Höchstdero chargé d'affaires bei Seiner höllischen Majestät ernannten.

Im Innersten meines Herzens über diesen Ausdruck der Kaiserlichen Ungnade erschüttert, entzog ich mich Ewr. Majestät Blicken, um meinem Kummer in der Einsamkeit nachzuhängen. Ich warf mich auf ein Lotterbett und versuchte, ob es mir gelingen möchte, das peinigende Gefühl durch einen Labetrunk aus der Schale des Morpheus zu betäuben. — Umsonst! — „Geh zum Teufel!" — diese Donnerworte wiederhallten unaufhörlich in meinen Ohren.

„Wohlan!" — sagte ich endlich zu mir selbst — „Seine Majestät befiehlt, so muß ich mich schon zu meiner Gesandschaftsreise in die Hölle anschicken. Vielleicht gelingt es mir, mich durch den Augenschein zu überführen, ob dasjenige, was der Beichtvater des Monarchen von der Einrichtung dieser unterirdischen Strafanstalt erzählt (um Seiner Majestät, so zu sagen, die Hölle recht heiß zu machen) — zu den Fabeln und Märchen gehört, welche den Allerhöchsten Ohren je zu-

weilen aufgebunden werden, oder was sonst wahres an der Sache sei.“ —

Dem zu Folge versah ich mich mit den nöthigen Reisepässen, Creditiven nnd Empfehlungsschreiben von Ewr. Majestät Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und trat um Lichtmesse meine Höllenfahrt an, indem ich mich auf der Kriegsschaluppe Beelzebub einschiffte.

Wir steuerten in gerader Richtung dem caput infernale zu und nach mancherlei überstandenen Gefahren erblickten wir es endlich, und gingen in einer Bucht unweit dem sogenannten Höllenrachen vor Anker.

„Qui vit?“ brüllten uns die Wachtposten entgegen, und machten Miene, ihre Pöller auf uns abzufeuern. Wir steckten Ew. Majestät Flagge auf, und siehe da! man ließ uns ungehindert vor Anker gehen.

Eine Schaar höllischer Douaniers ruderte auf uns zu, und schickte sich an, uns zu visitiren, ob wir vielleicht englische Waa-

re einzuschwärzen gedächten, denn der Teufel hält strenge auf das Continentalsystem.

„Gemach! ihr respectvergessenen Gesellen!“ schrie ich trotzig, und hielt ihnen meinen Paß vor die Nasen. Das wirkte. Wie krochen die Spürhunde zu Kreuz, als sie Ewr. Majestät Insiegel erkannten! Ungehudelt ließ man uns anlanden, worauf wir einen steilen Felspfad erklimmten, und endlich bei der Höllenpforte anlangten.

Wohl Ihnen, Sire! wenn Sie dereinst mit derselben Seelenruhe wie Ihr Exminister in dies verwünschte Loch einziehn.

Bei meiner armen Seele! jetzt erst merkte ich, was es für eine vortreffliche Sache mit dem guten Gewissen ist, und ich halte es für eins der nothwendigsten Garderobestücke eines Kaisers, weil es Leib und Seele wärmer hält, als ein Hermelinmantel, der hier schwerlich vor Fieberfrost und Zähnklappern schützt, wenn er mit keinem guten Gewissen gefuttert und wattirt ist.

Ich pfiff mir also ein God save the king, murmelte ein pater noster durch die Zähne, und bald war mir so leicht ums Herz, als ob's in die Opera buffa oder ins Theater de la gaïeté ginge.

Stellen sich Ew. Majestät ein unabsehbares unterirdisches Gewölbe vor, ungefähr was die Catakomben bei Paris im Kleinen sind, dessen kohlenschwarze Nacht hin und wieder durch Carfunkelrothe Feuersäulen erhellet wird, um welche die höllischen Heerschaaren bivouakirten. Bei Gott! alles was Ewr. Majestät Illuminationskünstler und Oberfeuerwerker seither zum Besten gegeben haben, selbst das letzte Feuerwerk in der Hauptstadt Ihres Feindes, ist ein wahres Nichts gegen dieses Höllenfeuer. Ich gratulire Ewr. Majestät Marschällen und Generalen, die, wie es verlautet, sich an übermäßig genossenem Eise den Magen erkältet haben; dort werden sie sich endlich recht auswärmen können.

Mitten in dem Chorus erhob sich der Thron Seiner höllischen Majestät. An hundert Metallstufen führten herauf, die aus einer Mischung von Kanonengut, Kontributionsbarren und requiritem Kirchensilber bestanden, wie ein Wechsel-Jude mir versicherte, der von dem Bivouak hergetrippelt kam, und mir einen Chamäleonsd'or zur Auswechselung anbot. — Madame, die Satanin Mutter saß zur Seite des Höllenfürsten. Die Prinzen von Geblüt, sammt den schwarzen Ministern, Marschällen und Reichsdignitarien, dem Senat und dem gesetzgebenden Corps standen rings auf des Thrones Stufen umher, und die Garden und Mamelucken mit ihren feuerrothen Hellebarden, schlossen einen Halbkreis um denselben.

Da Ew. Majestät neugierig seyn wird, den Satan von Person kennen zu lernen, so will ich Höchstdenenselben ein Conterfey von ihm entwerfen.

Der Teufel ist ein kleiner dicker gedrungener Herr. Er hat eine Zigeunergelbe Gesichtsfarbe, graue, tiefliegende Katzenaugen, ein breites hervorstehendes Kinn, einen Tituskopf mit pechschwarzen Haaren und ein recht verzweifelt diabolisches Ansehen.

Ad vocem Tituskopf: Seine Hofpoeten meinen zwar, er trage einen antiken Cäsarskopf auf seinen Schultern; aber ich muß zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß solcher eher einem Lazaroni und italienischen Mausefallen- und Hechelkrämer als einem Cäsar anzugehören scheint. Dabei wirft Seine Majestät stets mit martialialischen Redensarten um sich, als: foudre! bougre! diable ventre gris etc. und soll jezuweilen dergestallt von der Wuth befallen werden, daß er die Epilepsie bekommt, worüber dann die ganze Hölle in Aufruhr geräth.

Höchstdieselben schienen eine unruhige Nacht gehabt zu haben, und nicht guten Humors zu seyn. Ihre Gesichtsfarbe spiel-

te aus dem Schwefelgelben ins Donnergrüne, Ihre Stirne war in furchtbare Runzeln gezogen, Ihre Augen schleuderten Blitze umher. — Kaum aber thaten Höchstdieselben den Mund auf, so applaudirte die ganze Hölle, und eine Legion Geschwindschreiber, Journalisten, Zeitungsschreiber und Diplomatiker übertrugen die gewichtigen Teufelsworte als Orakelsprüche in ihr Portefeuille, und ließen sie dann als papierne Drachen aufsteigen, welche sich bald in wirklich feuerspeiende Drachen verwandelten, und einen gewaltigen Gestank in der Hölle verbreiteten.

„C'est tout comme chez nous“ sagte ich zu mir selbst, und nahm eine Priese Spaniol.

Hierauf wurde ich von einem geschwänzten Ceremonienmeister vorgestellt, und überreichte meine Creditive und Empfehlungsschreiben. Kaum hatte die Höllenmajestät

einen Blick hineingeworfen, als sich Höchstdero Larve plötzlich aufklärte.

„Sacre mille diables!“ — so hub Er an, indem Er Seinen Mund zu einem freundlichen Grinsen verzog, und sich einigemal räusperte (denn er war gewaltig enrhumirt) — „voila une ambassade de notre aimable cousin et allié. — Soyez le bien venû!“

„Bien venû!“ brüllte die Hölle ihm nach, denn beiläufig gesagt: die französische Sprache ist auch hier die Hofsprache. Der Teufel erkundigte sich hierauf mit ungemeiner Zärtlichkeit nach meines erlauchten Herren Befinden und äußerte den Wunsch, sich ein rendez vous mit Ewr. Majestät zu geben, wobei er Höchstdieselben scherzhafter Weise einen kleinen Teufelskerl nannte, und dadurch das Signal zu einem lauten Gelächter unter den Hofschranzen gab.

„Hohl mich der Teufel!“ — unterbrach ich ihn, verbesserte oder verschlimmerte jedoch alsbald meine Rede, und sagte: „Gott straf

mich," ohne zu bedenken, daß der Teufel eine Aversion vor Gott dem Herrn hat, — „Gott straf mich, mein Herr der Kaiser Chamäleon der martialische wird sich ein Vergnügen daraus machen, Ewr. höllischen Majestät auf halbem Wege entgegen zu kommen, wie es die Etikette gebeut."

„Ah bah" — versetzte Satan — „sagt eurem Herren, daß wir vor Verlangen brennen, Ihn an unserm Hoflager zu sehen, und uns Höchstselbst in Bewegung setzen werden, ihn abzuholen."

Hierauf trug er mir verschiedene Grüße auf, besonders an Ewr. Majestät Marschälle, die er seiner ganz besondern Affection zu versichern befahl, beschied mich sodann auf den Abend zu einem großen Hofsoupé, und entließ mich mit majestätischem Kopfnicken.

Im Vertrauen gesagt, Sire! ich war froh, von dem Teufel los zu seyn. Denn seine Fragen waren mitunter so verfänglich

gestellt, daß er mich doch endlich geholt hätte. —

Nunmehr machte ich von der ertheilten Erlaubniß Gebrauch, das Höllenreich in Augenschein zu nehmen, und überließ mich der Leitung eines seiner Kammerherrn. Bei meiner Treu! es müßte Ewr. Majestät keine geringe Gemüthsergötzung gewähren, sich in dieser höllischen Marter- und Folterkammer ein Stündchen umzuschauen. Welch ein Schinden, Rösten, Braten, Schmoren, Spikken und Frikassiren! Man muß es dem maitres des spectacles des Teufels zum Ruhm nachsagen, daß er den Effekt studirt hat. Denn mit solcher Kunsterfahrenheit wußte er die Greuelscenen zu ordnen, zu gruppiren und zu beleuchten, und das Ganze gewährt einen so imponirenden Anblick, daß ich überzeugt bin, Ew. Majestät würde dem genialen Erfinder das Großkreuz der Ehrenlegion nicht versagt haben.

Gleiche Virtuosität bewies des Teufels

Concertmeister. Denn so geschickt wußte er das Miserere der Gemarterten zu fugiren, und mit Trommeln und Kanonen zu intoniren, daß das Ganze einer von jenen Schlacht-Symphonieen im großen heroischen Style glich, die Ew. Majestat so zum Rasendwerden liebt.

Der Teufel beglückte ihn auch mit seiner hohen Affection. Denn der Capellmeister verstand es zuweilen, die Ohren seines Herrn und Meisters dergestalt zu kitzeln, daß dieser ihm ein donnerndes Bravo und da capo zurief und sich schier die Hände wund klatschte.

Das erste, was sich meinen Blicken darstellte, war der Tyrannensaal. —

In der That, Sire! So einen Character von Majestät und Größe, als dieser Saal an sich trug, bemerkte ich noch nie. Er bildete ein ungeheures Eyrund. Die gewölbte Decke ward von 500 corinthischen Säulen getragen, die aus einem Guß von

massivem Golde bestanden. Diese Säulen mußten zugleich statt der Oefen dienen, denn jede derselben wurde von einem gekrönten Herrn umarmt, der sich daran zu wärmen schien. Mein Führer gab mir jedoch Aufschluß darüber. „Diese Herren" — sagte er — „waren einst mächtige Kaiser, Könige und Kriegshelden, welche dergestalt nach dem Golde hungerten, daß wir, um ihren Hunger zu stillen, sie an diese goldenen Säulen angeschmiedet haben."

Das war jedoch — mit des Teufels Erlaubniß — ein dummer Spaß. Denn diese Säulen waren so glühend heiß, daß die erlauchten Herren ganz verteufelte Gesichter schnitten, und sie mit einer ganz andern Inbrunst umarmten, als ehedem ihre Maitressen.

„Betrachten Sie die höchst kunstreiche Mosaik, woraus dieser Fußboden besteht" — sagte der Cicerone. — „Es sind lauter Schurkenschädel, namentlich von fürstlichen Speichelleckern, Kupplern und anderm der-

gleichen Gesindel, dessen Gewerbe es einst war, stets neue Schlachtopfer für die Wollust und Habsucht ihrer Herren auszuspüren."

„Bravo!" — erwiederte ich, und gab ihnen einen recht wohlgemeinten Fußtritt, — „hier sind sie an ihrer Stelle."

„Wie gefällt Ihnen die Beleuchtung?" — fragte der Kammerherr — „sahen Sie je etwas prächtigeres, als diese unzähligen cristallenen Kronleuchter die von der Decke herabschweben?"

In der That war der Glanz, den sie um sich herstreuten, mit nichts in der Welt zu vergleichen. Das hatte freilich seine Ursach. Denn die Lichte waren nicht etwa, wie man glauben sollte, aus Wachs oder Rindstalg, sondern, nach der Versicherung des Kammerherrn aus einer Mischung von Lieferanten und Wucherern gegossen, und übertrafen selbst die Russischen an Güte, weshalb ich sie Ewr. Majestät alles Ernstes

empfehle. Aber nichts prachtvolleres ist mir je vorgekommen, als die Decke des Saales. Diese bestand nämlich aus einer Reihe von Freskogemälden und goldenen Basreliefs, welche die merkwürdigsten Weltbegebenheiten schilderten, unter denen mir die Pariser Bluthochzeit, die Sicilianische Vesper, der Brand von Rom unter Nero, vor allem aber der Brand von Moskau, wegen der ungemeinen Wahrheit in der Darstellung vorzüglich gefielen.

„Schach dem Könige!“ — rief jetzt eine furchtbare Baßstimme. Ich sah mich um, und erblickte eine ganze Reihe gekrönter Herren, welche, mit aufgestützten Häuptern, sehr tiefsinnig an goldenen Tischgen saßen, und Schach spielten.

„Wer sind diese?“ — fragte ich meinen Führer. — „Das sind jene Weltbezwinger“ — erwiederte er — „welche einst die Erde als ein großes Schachbrett ansahen, von welchem sie die Menschen wie eine leblose

Schachfigur wegbliesen. Hier spielen sie nun Schach mit ihren Geistlichen und Kebsweibern. Aber glauben Sie mir, die Könige, Bauern und Voltigeurs brennen ihnen jetzt höllisch in den Fäusten."

In der That knippsten sie bei jedem Zuge mit den Fingern, woraus ich schloß, daß der Kammerherr recht habe.

Hiezu kam, daß sie ganz erbärmlich über Kopfweh klagten. Denn, als ich ihre Kronen näher betrachtete, fand ich, daß es feurige Tzschako's waren, die ihnen freilich etwas unbequem sitzen mochten.

„Das muß wahr seyn" — rief ich höchstverwundert, nachdem ich die ganze erlauchte Gesellschaft gemustert hatte — „Ihr Herren Teufel wißt für anständige Unterhaltung zu sorgen, und besonders die Spielparthien ganz unvergleichlich anzuordnen.

„Senken wir uns jetzt zu den diis minoribus hinab!" — fuhr der Teufel fort — „Betrachten Sie jene Marschallstafel!" —

Bei dem Worte Marschallstafel deutete er auf ein großes Billard. Zugleich klatschte er in die Hände und rief: à la chasse!

A la chasse! à la chasse! erscholl es jetzt aus allen Winkeln, und ein Dutzend leichtfüßiger Teufel mit grünen Schürzen angethan, welche der Kammerherr die Höllenmarqueurs nannte, kamen herbei gehüpft. Sie schwangen feurige Queus empor, welche sie einigen besternten und stark vergoldeten Herren mit vielen Teufelsbücklingen in die Hände steckten. Dann schütteten sie ein paar Mützen voll glühender Kartätschenkugeln auf das Billard. Und nun begann ein in der That sehr lustiges und munteres à la chasse-Spiel. Denn die Queus brannten den Herren Marschällen und Generälen dergestalt in den Fäusten, daß sie ein Schock Teufel nach dem andern aus dem Munde schüttelten, und sich dabei die Bälle mit donnernden Ricochetschüssen an die Köpfe schleuderten.

Die Marqueurs aber standen grinsend

darneben, und marquirten mit wahrhaft teuflischer Kaltblütigkeit.

„So kaltblütig wie diese Marqueurs“ — bemerkte der Kammerherr — „sahen diese Herren einst dem großen Kriegsbillardspiele zu, eben so hämisch grinseten sie, wenn die Kugeln hier und dort ein Gebein wegraff- ten.“ —

„Dorthin!“ — brüllte es jetzt aus hun- dert Schlünden. Die Höllenmarqueurs nah- men den Spielern die Queus aus den Hän- den, und sagten ihnen recht ausgesuchte Schmeicheleien über ihr Spiel. Zugleich schleppten sie eine Anzahl Centnerschwerer metallener Kreuze herbei, welche der Kam- merherr scherzhafterweise die Großkreuze der Höllenlegion nannte. Diese hingen sie ihnen auf den Rücken, und nöthigten sie dann zu einem Spaziergange im Freien, wobei die neu- en Ordensritter unter der Last ihrer Groß- kreuze nicht wenig ächzten.

„Dem Verdienste Kronen und Ehren-

kreuze!" — bemerkte ich. — „Aber auf ein anderes Süjet zu kommen: habt ihr keine Finanzbeamte hier, wohl zu verstehen solche, die einst das Mark des Landes aussogen, nur um ihren Wanst zu füllen? denn alle Achtung für die Andern."

„Ob wir sie haben?" — erwiederte der Kammerherr lachend — „sie heißen Legion, denn ihrer sind viel. — Folgen Sie mir in die Finanzkammer!"

Hierauf führte er mich in eine matter-leuchtete Halle, in der sich mir eine höchst-sonderbare Gruppe darstellte. Hier lag nemlich ein mächtiges Faß, welches dem Heidelberger nicht viel an Grösse nachgeben mochte, und an welchem die Worte: Danaidenfaß des Staatsschatzes flammten.

„Bemerken Sie jene abgehungerten Herren" — applizirte der Teufel — „wie sie sich zerarbeiten, um das Danaidenfaß aus dem Ziehbrunnen dort zu füllen, der von rauschendem Champagner überströmt.

Dies

Dies sind die Plusmacher. Und sie meinen es in der That ehrlich. Aber jene dikken Herren dort, welche gleich lebendigen Schläuchen oder Strudeln den Zapfen des Fasses belagern, spotten ihrer Mühe, indem sie unaufhörlich ihre Becher daran füllen, und in ihre Bäuche ausleeren. — Dies sind die Minusmacher.

„Sie sehen hier mein Herr!“ so wandte sich jetzt einer dieser letzteren zu mir: was maßen durch eine weise und wohlberechnete Finanzverwaltung das gehörige Gleichgewicht zwischen dem plus und minus in dem vorliegenden Danaidenfasse erhalten wird. Jene magern Herren dort, die wir scherzhafterweise die Collegen plus nennen, sorgen pflichtmäßig für die reichliche Beitreibung der Staatseinkünfte. Wir aber, die wir uns selbst die Collegen minus nennen, haben das mühsame, wenn gleich einträglichere Amt, diese Einkünfte, gleich dem verarbeiteten Nahrungssafte in die äußersten Adern

und Kanäle des Staatskörpers ausströmen zu lassen, und so befindet sich denn der Staatskörper wohl.“ —

So sprach der College minus, und streichelte bei dem Worte Staatskörper behaglich seinen Wanst.

„Gutgesagt Herr, Minus!“ erwiederte ich. „Denn nur zu oft ist der Bauch solcher Herren, wie ihr seyd, der sogenannte Staatskörper, dem der wahre Staatskörper gleich dem Moloch geopfert wird.

„Aber wie ist Ihnen mein Herr Minus! Sie schneiden ja mit Einemmal Gesichter, als wenn Sie von der Kolik geplagt würden.“ —

„Ach dieser Glühwein,“ versetzte der Finanzmann, „macht uns zuweilen einen höllischen Spuk in den Gedärmen.“

Ich setzte seinen Becher an meine Lippen und jetzt erst bemerkte ich, daß der Champagner siedend heiß war.

„Bravo!“ rief ich, „O möchte doch al-

len Blutigeln, die euch ähnlich sind, der Wein schon hienieden wie dieser Glühwein in den Adern brennen!" — —

„Wäre ihnen jetzt gefällig, mir in die Justizstube zu folgen?" — unterbrach mich der Teufel. „Vortrefflich" — erwiederte ich — „wo finde ich die bestechlichen Richter und Advokaten, die die Wage der Gerechtigkeit zur Krämerwage machen; wo finde ich die bedenklichen Formalitätenkrämer, die vor lauter Rücksichten und Umsichten nie geradeaussehen. Wo finde ich sie?"

Der Kammerherr führte mich in ein finsteres Loch, welches eher der Baumannshöhle als einem Tempel der Themis glich. — Das erste, was mir hier in die Augen fiel, war eine große Wage, welche der Teufel scherzhafterweise die Wage der Gerechtigkeit nannte, weil das Zünglein nie senkrecht stand. Auf jedem Ende des Wagebalkens ritt ein Dutzend Advokaten; ein Paar baumstarke Teufel aber machten sich eine Kurz-

weil daraus, den Wagebalken stets auf und nieder zu wippen, so daß sich die armen Balanzirkünstler jedesmal die Köpfe gar jämmerlich an der Decke zerstießen. Ein gravitätischer, mit einer schwarzen Toga bekleideter Teufel las ihnen dabei das über sie gefällte Criminalurtheil vor. —

„Ich appellire! ich appellire,“ schrien sie, indem sie den Wagebalken mit Inbrunst an sich drückten.

„Keine Gnade. Das Urtheil ist rechtskräftig,“ war die Antwort, und die Teufel grinsten so hämisch dazu, daß es zum Tollwerden war. — „Prompte und gute Justiz habt ihr hier, das muß wahr seyn“ — sagte ich — „aber wo sind denn die Herren Judices? „Dort ist die Justizbank“ — erwiederte der Kammerherr. Ich wandte mich um, und erblickte eine Anzahl sehr tiefsinniger Herren, welche um einen langen grünen mit Acten bedeckten Tisch herum saßen. „Das sind sie, die alles auf die lange Bank

des Schlendrians und der Formalität scho=ben," sagte der Teufel. Sie sitzen hier et=was unbequem, und empfinden, vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben, Langeweile. Kein Wunder! denn sie sitzen, wie Figura zeigt — auf Hecheln."

„Da geschieht ihnen schon recht" — er=wiederte ich, und weidete mich nicht wenig an dem Anblick dieser Gruppe.

„Dort sehen Sie auch unser corps di-plomatique" — sagte der Teufel beim Her=austreten aus der Justizhöhle, und deutete auf einen großen Wetterhahn, der auf der Spitze eines Thürmchens stand, und von ei=nem heftigen Wirbelwinde unaufhörlich her=umgetrieben wurde. Auf diesem Wetter=hahn ritten nämlich einige Diplomatiker oder Staatskünstler von der Gattung der=jenigen, die sich einst eben so nach dem Winde der Politik drehten. — Und das war ohne Bedenken eine häßliche Reiterei

weil der Wetterhahn einen haarscharfen Rücken hatte.

„Wäre Ihnen nun vielleicht gefällig sich in unserm Laboratorio umzusehen?“ — fragte hierauf der Teufel, und führte mich, da ich es bejahte, in eine große, schwarze Höllenkammer, aus der mir ein gewaltiger Gestank von Schwefelleber und Assafötida entgegen quoll. Hier bemerkte ich eine Legion Teufelchen mit braunrothen Schürzen, welche mein Führer die Höllenapotheker nannte. Einige zerhackten die Leber eines Kornwucherers, um einen Extrakt daraus zu machen; andere standen am Schmelztiegel, und ließen das Herz eines Domainenbeamten, der seine Bauern im Frohndienste bis aufs Blut gezwickt hatte, am langsamen Feuer zergehen, noch andre hatten den Magen eines Lieferanten in der Presse, der verschimmeltes Brot und pappene Schuhe geliefert hatte, noch andre machten eine Tinktur aus Spionennasen, noch andre einen Dekokt

aus der Milz eines Einquartirungsbeamten, der arme Tagelöhner unbarmherzig gedrückt hatte, wieder andre kochten ein Elixir aus den Gedärmen eines Gutsbesitzers, der seine verarmten Gläubiger durch betrüglichen Concurs zur Verzweiflung gebracht hatte. — Kurz! es war eine wahre Lust, sich in diesem Höllenlaboratorio umzuschauen.

Am meisten aber fiel mir ein großer schwarzer Kessel auf, der in der Mitte der Werkstatt aus einem Rauchfange herabhing.

In diesem Kessel wurden einige Herren gesotten, welche ich an ihrem Doktorkragen sogleich für Aerzte erkannte. Ein Dutzend Höllenapotheker waren sehr eifrig beschäftigt, allerhand Kräuter, Wurzeln, Oele, Salben und Essenzen in diesem Kessel umzurühren, wobei sie sich in einem lustigen Ringeltanz um denselben drehten, und nach Art der Hexen im Makbeth folgende herzbrechende Weise sangen:

Recipe! recipe!
Oleum therebinthinae

Unguentum sulphuratum
Tartarum tartarisatum,
Misce haec mit einer Kelle
Cum tinctura pimpinellae
Lari fari! Hocus pocus,
Dazu mische noch zum Jocus
Species von A bis Z,
Wolfsmilch und Castratenfett
Teufelsabbiß, Krötenklau
Und die Milz der trächt'gen Sau
Tollebilſe, Löwenzahn,
Schierling, Katzenbaldrian,
Misce bene! doch vor allen
Thu' auch Rabulistenkrallen
Katzenpfötlein, Diebesfinger,
Bibergeil und Teufelsdünger,
Opperment und Höllenstein,
Item Drachenblut hinein!
Adde species lignorum
Oleum philosophorum,
Unguentum pediculorum
Et axungiam porcorum,

Canium et Iudaeorum,
Wuchrermilz und Hundelungen,
Item alter Weiber Zungen!
Quirl und mische alles fein
Und der Brei wird fertig seyn.
Sprich die Zauberformel drüber:
Hellet Krämpfe, Gicht und Fieber.

Hier unterbrach mein Cicerone den Chorus der Höllenapotheker.

„Wie diese Herrn Doctores einst" — sagte er — „den Patienten mit ihren Teufelsbrühen, mit ihren Dekokten, Elixiren, Lattwergen, Vomitiven, Essenzen, Roboranzen, Purganzen und Laxanzen zusetzten, aus eigensinniger Anhänglichkeit an dieses oder jenes System: so geschieht ihnen hier. Daß wir aber zu ihren Peinigern Apotheker ausauserkoren haben, das geschahe mit gutem Bedacht, weil wir nemlich bei diesen Herren den besten Willen voraussetzten, wenn es darauf ankommt, an ihren uralten Plage-

geistern, den Aerzten, auch einmal ihr Müthchen kühlen zu können."

„Jetzt" — so fuhr er nach einer Pause mit einer sehr höfischen Verbeugung fort, und grinsete dabei ungemein freundlich — „jetzt, mein hochzuehrender Herr! haben Sie die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten unseres weitläuftigen Reichs in Augenschein genommen, und hoffentlich ihre Wißbegierde befriedigt."

„Gewiß" entgegnete ich, „und ich bin Euch dafür unendlich verpflichtet; nur Eine Bemerkung sey mir noch erlaubt, bevor ich Euch entlasse. — Ich finde nemlich mit Verwunderung, daß nicht ein Zehntel der Schurken und Schelme aller Art in der Hölle sind, die ich darin zu finden hoffte. Ich fürchte Ihr führt keine genaue Controlle über sie, oder man kann hier von den Controllen dasselbe sagen, was zuweilen dort oben von ihnen gilt: sie sind ein leerer Formalitätenkram."

„Hahaha!“ — versetzte der Teufel und wollte sich schier über meine Kurzsichtigkeit todtlachen. — „Belieben Sie doch nur die Festons dort oben an der Decke in Augenschein zu nehmen.“

Ich sahe nach der Decke und jetzt erst bemerkte ich, daß rings zwischen den Pfeilern, welche das ungeheure Gewölbe der Hölle stützten, Festons herumliefen, die wirklich einzig in Erfindung und geschmackvoller Anordnung waren. Sie bestanden nemlich bei näherer Betrachtung aus einer langen Guirlande von Schelmen, Gaunern, Dieben und Galgenstricken aller Art, vornehmen und geringen, reichen und armen, die auf der Erde ungehängt geblieben waren, und nun hier ihren Lohn empfangen hatten, indem sie wie Grammetsvögel und Schnepfen, an eine fast unendliche Schnur gereihet, und so in zierlichen Prunkgehängen, oder Festons, wie sie der Teufel scherzhafterweise nannte, aufgeknüpft waren. „Sie sehen darunter“

sagte der Kammerherr, „nicht allein gemeine Diebe, Räuber und Betrüger in ungeheurer Anzahl, sondern auch Cassendefraudanten, betrügerische Vormünder, die Mündelgut untergeschlagen, Accise- und Zollbeamte die das zuviel erhobene in ihre Tasche gesteckt, Magistratspersonen, die das Kämmereivermögen in einer Punschbowle ersäuft, Finanzbediente, die den Schweiß der Unterthanen in Straßburger Trüffelpasteten, und ihre Thränen in Lacrimae Christi verwandelt haben, Kaufleute, die Waare, Maaß und Gewicht verfälscht, Kaffewirthe, die Zichorien statt Kaffee, Akazienblätter statt Thee, Apotheker, die Weidenrinde statt Chinarinde, Weinhändler, die Gift statt Wein, Brauer, die Essig statt Bier, und endlich Buchhändler und Schriftsteller, die Unsinn für Vernunft, Raserei für Poesie verkauft haben.“

„Bravo“ sagte ich, und wischte meine Augenglas mit dem Schnupftuch ab, um genauer zu untersuchen, ob ich keinen Bekannten unter jenen Grammetsvögeln und

Schnepfen entdecken möchte. Plötzlich erscholl ein allgemeines Hurrah, wovon die ganze Hölle rings widerhallte.

Vor Schreck fiel ich platt auf den Fußboden nieder, kam jedoch nach und nach wieder zur Besinnung, und fragte nach der Ursach des Mordspektakels.

„Es ist ein Jubelschießen und Vivatrufen wegen des Geburtstages Chamäleons des Martialischen“ — antwortete der entzückte Teufel, wobei ihm die Freudenthränen über die Backen rieselten.

A la bonheur! er trifft gerade mit dem Namenstage unsers Herrn zusammen. Der maitre des spectacles hat unserm hohen Alliirten ein Fest bereitet. Ströme Blutes bezeichnen diesen erfreulichen Tag, und die Zukunft zeigt uns eine lachende Perspective von Länderverwüstung, Blutvergießen und Pest.“

Jetzt zischte ein Heer von Blitzen, Leuchtkugeln und Brandraketen durch die Luft,

und die ganze Hölle war wie durch einen Zauberschlag prachtvoll erleuchtet.

Der Teufel ergriff einen großen Pokal, erhob sich auf seinem Thron und brachte mit donnernder Stimme den Trinkspruch aus: „Chamäleon dem Martialischen, unserm vielgeliebten Cousin und treuen Alliirten! Möge er noch Jahrhunderte regieren, um unsere Herrschaft auf jenem Planeten zu gründen.“

Madame, die Satanin Mutter, fügte hinzu: „Untergang der Freiheit, guten Zucht und Ordnung.“

Des Geschützes Donner, und ein schmetternder Tusch von Hörnern, Trompeten, Pauken und Trommeln intonirte in das Victoria der Teufel und die schwarzen Unholde tanzten eine lustige Carmagnole um den Thron ihres Herrn und Meisters, und heulten ein Ça - ira dazu, daß mir noch jetzt die Ohren davon gellen.

Der Teufel aber verspritzte die Neige

seines Pokals durch die Luft, und sogleich verwandelte sie sich in unzählige kleine Unholde, Harpyen, Larven und Scheusale aller Art, die mit einem höchst verworrenen und widrigen Gekrächz und Geschnatter umher schwirrten, und die ganze Hölle verpesteten.

Hierauf wurde ein te diabolum angestimmt, dessen Ende ich jedoch nicht abzuwarten Lust hatte. Denn bei allen himmlischen Heerschaaren! mir ward ganz grün und gelb vor den Augen. Ich nahm einen polnischen Abschied, und war herzlich froh als ich dem Reiche der Finsterniß den Rükken wies.

So hoffe ich nun dem allerhöchsten Befehl ein Genüge geleistet zu haben, Sire! Schließlich bitte ich Gott, daß er Ew. Majestät in seine gnädige Obhut nehme und von einer so bedenklichen Allianz befreie, ersterbend ꝛc.

Und hier, meine hochzuehrenden Herren!

schloß sich mein Bericht an Kaiser Chamäleon den Martialischen. Daß ich gleich nach Einreichung desselben mit Courierpferden über die Grenze ging, und nicht abwartete, welchen Eindruck er auf Seine Majestät machen würde, versteht sich von selbst. Weil diese Courierreise jedoch über Stock und Block ging, so erwachte ich just an der Grenze, rieb mir wohl zehnmal die Augen, und konnte mich nur mit großer Schwierigkeit überzeugen, daß es nur ein Traum war, was mich so lebhaft beschäftigt hatte.

Dritte Vorlesung.

Ueber die Kunst reich zu werden.

Hochzuehrende Herren!

Wenn ein Mann, der mit dem Reichthum in so umgekehrtem Verhältniß steht, wie ein Gegenfüßler mit dem andern, eine Vorlesung über die Kunst reich zu werden ankündigt, so muß dies allerdings ein ungünstiges Vorurtheil gegen seine Lehre erwecken.

„Wie in aller Welt“ — wird man sagen — „will dieser Mann uns einen Weg zeigen, den er selbst nie betreten hat? Laßt irgend einen Lieferanten das Katheder besteigen und uns lehren, wie er es angefangen habe, durch Nichtlieferungen ein Millionär zu werden, oder durch welches Multiplications-Exempel es ihm gelungen sey, dem Heilande in der Wüste nachzuahmen, der mit 5 Brodten und 2 Fischen fünftausend Mann satt machte, oder durch welchen chemischen Proceß er es vermochte Wasser in Wein zu verwandeln, wie der Heiland auf der Hochzeit zu Cana. Ein solcher Wundermann allein ist der rechte Professor in der Kunst reich zu werden.“

Ich antworte: Haben nicht neuere Beispiele gezeigt, das Blinde am gelehrtesten über die Farben, Wahnsinnige am tiefsinnigsten über die Vernunft, Giftmischerinnen am lehrreichsten über Bildung des weiblichen Herzens predigen? Bestätigt es nicht die tägli-

che Erfahrung, daß diejenigen, welche unter aller Kritik sind, am besten zu kritisiren, und diejenigen, welche auf dem schnurgeraden Wege zur Hölle sind, uns den Weg zum Himmel am besten zu zeigen verstehen?

Warum sollte also ein armer Mann, der übrigens weder blind, noch wahnsinnig noch ein Giftmischer, noch unter aller Kritik ist, nicht einen Wegweiser zum Reichthum abgeben können?

Nach dieser Einleitung lassen Sie uns allmählig auf unsern Gegenstand zusteuern. „Wie also fängt man es an, ein reicher Mann zu werden?

Ich glaube voraussetzen zu können, meine Hochzuehrenden! daß keiner unter uns sei, dem nicht mit einer gründlichen Beantwortung dieser Frage gedient wäre, ja ich wage zu behaupten, daß mancher die *ewige* Seligkeit als Honorar einsetzen möchte, um das Geheimniß der Goldmacherei, und mit demselben die *zeitliche* Seligkeit

zu erkaufen. Was geht auch über die Vortrefflichkeit des Reichthums?

Sie bezweifeln und bestreiten wollen, wäre eben so thörigt, als wenn man es darauf anlegte, das Licht der Sonne, die Schönheit der Tugend, oder die Tugend unserer Schönen wegzuläugnen. Wir wollen es uns nicht verhehlen, meine Hochzuehrenden! daß Reichthum der ewige Pol ist, wonach sich alle unsere Wünsche und Begierden, gleich der Magnetnadel, drehen. Und das mit Recht. Denn Reichthum ist ja der Weg zum Genusse, und Genießen ist ja unsere Bestimmung, was auch einige milzsüchtige Moralisten gegen di se Behauptung aufbringen wollen. In der That! nichts spricht überzeugender für die Vortrefflichkeit des Reichthums, als die Erfahrung, daß uns mit dem Gelde nicht allein alles dasjenige zufällt, was zur Annehmlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens gehört, als da sind, ein wohlbesetzter Tisch, prächtige Häuser und

Gärten, Frauengunst, schöne Möbel und Kleider, sondern auch alle äußere und innere Vorzüge und Vollkommenheiten, als da sind Schönheit, Verstand, Tugend und Ehre. „Das klingt paradox" werden Sie sagen. Aber das Paradoxe ist nicht selten das Wahre und dies ist auch hier der Fall. Denn der Reichthum hat die Zauberkraft, daß er gleichsam einen Nimbus um unser ganzes Wesen verbreitet, welcher macht, daß unsere Fehler und Gebrechen zurücktreten, um ganz neuen Vollkommenheiten Platz zu machen. Wer gestern das große Loos gewann, der wird heute liebenswürdig, geistreich und tugendhaft erscheinen. Wenn er gestern noch einen Höker und Säbelbeine hatte, so wird man heute wegen seiner Schlankheit bewundert werden, wenn er gestern noch wegen seiner Dummheit verspottet wurde, so wird er heute seine witzigen und sinnreichen Einfälle beklatschen, wenn er gestern noch als ein Schelm und Gauner verschrieen war, so

wird er heute mehr als einen Dichter finden, der seine uneigennützige Rechtschaffenheit in Jamben und Hexametern besingt, wenn er gestern noch von allen rechtlichen Männern angespieen wurde, so wird er heute im Glanze der Ehre strahlen. Man wird über die Art und Weise, wie der reiche Mann zu Vermögen gelangt ist, sey es auch durch Betrug, Diebstahl und Raub, hinwegsehen und nur den reichen Mann in ihm erblicken, der nutzen oder schaden kann, je nachdem man sein Betragen gegen ihn einrichtet, ja eine Handvoll wohl applicirter Goldstücke wird selbst denjenigen das Maul stopfen, welche ein Geschrei darüber zu erheben sich berufen glauben.

Doch was verschwende ich Worte, um dem Reichthume eine Lobrede zu halten, für dessen Lob nur Eine Stimme ist? Gesetzt es träte jemand auf, um zu beweisen, daß der Diamant funkle und das Gold glänze, wird man nicht die Achseln darüber zucken? —

Nur das will ich noch als ein neues Argument für die Vortrefflichkeit des Reichthums anführen, daß er uns nicht allein den Weg zur irdischen, sondern auch zur himmlischen Glückseligkeit bahnt.

„Wie" — hör ich Sie ausrufen — „ist der Reichthum nicht vielmehr ein Schlagbaum, der uns das Himmelreich versperrt? Und kann ein Kameel nicht leichter durch ein Nadelöhr kriechen, als daß ein Reicher in das Himmelreich eingehe?"

Ich gestehe nun zwar, daß ich nicht umhin kann, — nach Anleitung neuer scharfsichtiger Theologen, die in den Reden des Heilandes viel Ironie und spottenden Witz entdeckt haben — den feinen Satyr zu bewundern, der sich in dieser biblischen Stelle ausspricht. Denn man mag das Wort Καμηλος durch Kameel, oder wie einige wollen, durch Strick übersetzen, so bleibt es doch immer eine höchst treffende und sinnreiche Anspielung auf einen Commissaire de guerre, Or-

donnateur payeur, Lieferanten, oder andern Praktikanten und Speculanten, der durch allerhand Erpressungen, Umschläge, Pfiffe, Kniffe und Griffe ein reicher Mann geworden ist, wenn man nemlich bei dem Kameele an seine zwei Höker und sieben Magen, und bei dem Stricke an den armen oder reichen Sünder denkt, der an ihm hängt, oder doch hängen sollte. Gleichwol vermag dieses heilige Bonmot die Wahrheit meiner Behauptung nicht zu schwächen, und ich bleibe dabei, daß die Reichen allein ins Himmelreich kommen können.

Denn offenbar erlangen wir das Himmelreich nur durch Gutesthun. Gutesthun setzt aber voraus, daß wir die Mittel dazu haben. Ein armer Teufel kann den Hungrigen keine Suppen kochen lassen, er kann den Gegenständen seines Mitleidens den Kranken und Verwundeten, keine wollenen Decken, keine Arzenei zukommen lassen: kurz es fehlen ihm überall die Mittel, Gutes zu

thun,

thun, und sein bester Wille scheitert an seinem Unvermögen. Dagegen verleitet ihn der Mangel zu Verbrechen aller Art, zu Diebstal, Betrug und Niederträchtigkeit, woraus folgt, daß Armuth zum Laster, also zur Verdammniß, Reichthum aber zur Tugend, mithin zum Himmel führt.

Wenn diese Voraussetzung nun nicht bestritten werden kann, so folgt daraus wiederum, daß ein jedes Mittel, wodurch wir zum Reichthum gelangen, erlaubt ist. Diebstahl, Raub, Betrug und Falschmünzerei sind also nur dann Verbrechen, wenn wir dabei den Zweck verfehlen, uns durch Reichthum den Weg zum Himmel zu bahnen. Daher hat das Sprichwort: den kleinen Dieb hängt man, den großen läßt man laufen, einen tiefern Sinn als man gewöhnlich glaubt. Denn der arme Schelm, der ein Hemde stiehlt, um seine Blöße damit zu bedecken, oder eine Wurst mauset, um seinen Hunger zu stillen, bleibt nach wie vor ein armer Schelm, be-

lastet sein Gewissen ohne Noth, verscherzt das Himmelreich, und verdient den Strick von Rechtswegen. Ein reicher Schelm aber, der das Handwerk ins Große treibt, und gleich Hunderttausende stiehlt oder raubt, erlangt dadurch die Mittel, die Armenkasse zu beschenken, und sich durch patriotische Beiträge einen Namen zu machen. Er wird daher ein Wohlthäter der leidenden Menschheit, verdient also nicht den Galgen, sondern Ehrensäulen; der Strick, der ihm zugedacht war, verwandelt sich in eine Ehrenkette, und er reiset mit Extrapost ins Himmelreich.

Hierdurch, meine Hochzuehrenden! hoffe ich die Vortrefflichkeit des Reichthums in das hellste Sonnenlicht gesetzt zu haben, und es wird uns nunmehr nichts einleuchtender und natürlicher erscheinen, als das allgemeine Ringen und Rennen nach diesem höchsten aller irdischen Güter. Und in der That! wenn der tapfre Mann sein Leben an den Nachruhm setzt, wie wollen wir es dem Die-

be verdenken, wenn er den Hals um den Reichthum wagt, der doch gewiß ein solideres Gut ist, als der Nachruhm.

Lassen Sie uns nun endlich zu unserm Thema übergehen, und zuerst die Kunst reich zu werden im Allgemeinen, sodann aber die einzelnen Praktiken und Kunstgriffe, wie man es wird, insbesondere betrachten. Im Allgemeinen müssen wir nun zwar der Glücksgöttin einen ganz vorzüglichen Antheil an dem Gedeihen unsrer Plane zugestehen. Denn es ist nur zu bekannt, daß sie sich in alles mischt, und gleich einem Weberschiffe hren Faden durch das Gewebe aller menschlichen Unternehmungen zieht. Auch lehrt die Erfahrung, daß oft die weisesten Berechnungen an ihren Launen scheitern, und eben so oft die unbesonnensten Streiche von ihr mit einem günstigen Erfolge gekrönt werden Aber die Dame Fortuna ist ein Frauenzimmer, und ich behaupte, daß wir ihre Gunst, wie die eines jeden andern Frauenzimmers,

endlich durch Muth, Beharrlichkeit und bescheidene Selbstverläugnung zu gewinnen vermögen. Wenn wir daher so viele kluge Leute mit ihren Versuchen, reich zu werden, verunglücken sehen, so können wir sicher darauf rechnen, daß es ihnen an einer oder der andern dieser Gemüthseigenschaften gemangelt hat. Entweder sie waren zu feig, ihren Hals zu wagen, oder zu bedenklich, ihre Ehre aufs Spiel zu setzen, oder zu träge, ihre Bemühungen fortzusetzen, und die spröde Dame mit neuen Bewerbungen zu verfolgen. Alles dieses aber sind Untugenden und Nachläßigkeiten, die sie nimmer vergiebt. Der kühne Waghals hingegen, der sein Leben einsetzt, um unsere Geldbörse zu erobern, der gewandte Glücksspieler, der der Entdeckung und Beschimpfung Trotz bietet, um unsere Dukaten zu angeln, und der Erbschleicher, dessen Geduld durch die unzähligen Launen einer reichen Matrone nicht ermüdet, sie erfreuen sich gewiß der

Gunst Fortunas, wenn sonst nur Klugheit und Vorsicht ihre Unternehmungen leitet. Wir können daher als Grundregel festsetzen, daß man, um auf dem kürzesten Wege zum Reichthum zu gelangen, nicht allein klug genug sein muß, die Beschränktheit anderer zu seinem Vortheil zu benutzen, sondern auch muthvoll genug, den Hals zu wagen, beharrlich genug, sich durch Schwierigkeiten nicht abschrecken zu lassen, und demüthig und gelassen genug, Beschimpfungen, Schläge und Mißhandlungen aller Art auf die leichte Achsel zu nehmen. Da nun Muth, Beharrlichkeit und Demuth Tugenden sind, so folgt zugleich daraus, daß man, um reich zu werden, nothwendig tugendhaft seyn muß, und daß Reichthum und Tugend, wenn nicht leibliche Geschwister, doch Geschwisterkinder sind.

Ein eisernes Herz, eine eiserne Geduld und eine eiserne Stirn sind daher Haupteigenschaften desjenigen, der es es darauf an-

legt, die Gunst Fortuna's zu erzwingen. Dies gilt jedoch nur als Regel, und es giebt Fälle genug, wo sie über den Mangel jener Tugenden großmüthig hinwegsieht, und uns auf leichteren und dornenloseren Wegen zum Ziele gelangen läßt, wie in der Folge gezeigt werden soll.

Nach dieser allgemeinen Theorie, wollen wir nun zu dem praktischen Theile unserer Vorlesung oder zu den besondern Praktiken, Kunst- und Handgriffen übergehen, die zum Reichthum führen.

Wenn wir die Reichen ohne Ausnahme beobachten, so finden wir, daß sie ihr Vermögen entweder dem blinden Zufall, oder irgend einer Naturanlage, sei es körperliche Vollkommenheit oder Geisteskraft und Gemüthsstärke, verdanken.

Der Zufall läßt uns eine reiche Erbschaft machen, das große Loos gewinnen, einen Schatz finden, u. s. w. Schönheit und Körperkraft bahnen uns den Weg durch die

Tempel Amors und Hymens, oder durch die Tempel der Venus Vulgivaga in das Reich des Plutus (Wenn ich sage: Plutus, so verstehe ich darunter den Gott des Reichthums, der bei Leibe nicht mit dem Höllengott Pluto zu verwechseln ist, obgleich, wie einige Profane behaupten, ihre Reiche nahe an einander grenzen.) Von denen, die auf diesem Wege reich geworden sind, kann jedoch hier nicht die Rede seyn. Denn dem Zufalle können wir so wenig gebiethen, als wir uns Schönheit und Leibesstärke zu geben vermögen. Wir können daher diese Glücklichen blos beneiden, die weder zu schwitzen noch zu speculiren und zu raffiniren, sondern nur die Hände in den Schooß zu legen brauchen, um mit Glücksgütern überhäuft zu werden. Ihre ganze Arbeit besteht darin, daß sie, wie die Bewohner von Eldorado oder des Schlaraffenlandes, nur die Kinnbacken in Bewegung zu setzen brauchen, um ihres Lebens froh zu werden, wäh-

rend der vom Glücke nicht begünstigte sein Leben in Arbeit und Mühe verzehren, und im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen muß.

Wohl ihnen! Sie haben nicht nöthig, das Glück zu suchen, den es sucht sie, und hat das mit der Liebe gemein, daß es diejenigen am heftigsten mit seiner Gunst verfolgt, welche die Mutter Natur in Hinsicht des Verstandes am stiefmütterlichsten behandelt hat, weshalb wir fast versucht werden, möchten, die Dame Fortuna nicht allein blind, sondern auch taub zu schelten, wenn wir nicht aus eingewurzelter Ehrfurcht gegen das schöne Geschlecht, uns aller Blasphemien zu enthalten für rathsamer hielten.

Es bleibt uns daher nur übrig, diejenigen zu betrachten, welche durch die Kraft ihres Verstandes und ihres Gemüths zu Reichthum gelangt sind, und hier eröffnet sich ein weites Feld für unsre Untersuchungen, wenn wir einerseits die Kunstgriffe des Genes

und die tiefen Combinationen der Weisheit beleuchten, andrerseits den Muth und die fast unglaubliche Beharrlichkeit und Geduld welche zuweilen erforderlich sind, um der launischen Glücksgöttin ein Lächeln abzugewinnen.

Alle diese Bereicherungsmittel theile ich ein in gefährliche und gefahrlose, je nachdem damit Gefahr an Leib, Leben, Gliedmaßen, Ehre und Vermögen verbunden ist oder nicht.

Unter den gefährlichen ragt vor allen hervor der Raub oder die Zueignung fremden Gutes durch einen geraden, offenen und energischen Angriff auf andrer Leute Taschen, Kasten, Geldbörsen, Schränke, Speicher, u. s. w.

Da der gerade Weg, wie jeder Anfänger in der Mathematik weiß, der kürzeste ist, so verdient der Raub unter allen Bereicherungsmitteln den ersten Platz. Denn er er führt so schnell und sicher zum Ziele,

daß der Meister in diesem Handwerke sich durch einen einzigen Meistergriff in den Besitz vieler Millionen, ja ganzer Länder und Königreiche setzen kann, wenn er nämlich sein Handwerk systematisch und dergestalt im Großen betreibt, daß er im Stande ist zu seinem Zwecke Armeen auf die Beine zu bringen. Wer nun darin sein Glück machen will, der gehe vor allen Dingen von dem Grundsatze aus, daß das Gesetz nur eine Fessel und Handschelle für die Schwachen und Dummen, oder ein Schnürleib für Pygmäen sey, zu eng, um auf den Leib eines Riesen zu passen. Von diesem Grundsatze beseelt, sammle er alle Starkgeister, welche mit der gesellschaftlichen Ordnung über den Fuß gespannt sind, von dem gemeinen Haufen Banditen, Vagabunden, Räuber und Diebe genannt, durch die Lockspeise der Ungebundenheit und der Gewinnsucht unter sein Panier, rufe sich in pomphaften Manifesten als den Heiland der Welt, und den

Repräsentanten der Vorsehung aus, vom Himmel gesandt, um der Menschheit den Staar zu stechen, und sie mit dem Degen in der Faust glücklich zu machen. Ueberall wird er Gläubige finden, die einen Erlöser und Seligmacher in ihm anbeten, und ein Hosianna über ihn ausrufen werden, überall Inspirirte, die alle Federn, Pinsel und Preßbengel in Bewegung setzen werden, um ihn als den Schöpfer einer bessern Weltordnung anzupreisen. — So wird er sich den Weg zur Herrschaft der Erde und zum Besitz ihrer Schätze bahnen. Dann trete er selbst als Gesetzgeber auf, erkläre den Raub für ein Regal oder Hoheitsrecht, und bringe ihn in ein System, etwa unter dem Namen Requisitions- oder Kontinentalsystem. Denn es versteht sich von selbst, daß er auch darauf bedacht seyn muß, einen neuen Sprachkodex einzuführen, um gewisse Härten im Ausdruck zu mildern, indem er z. B. rauben durch requiriren, Räuber durch Ge-

neral oder Marschall, und Räuberchef durch Protektor übersetzt, auf der andern Seite aber einen Vaterlandsfreund in einen Brigand, einen Feind der Sclaverei in einen Rebellen, und einen braven Mann in ein mauvais sujet oder einen Uebelgesinnten umwandelt.

Dies sind so ungefähr Andeutungen, die demjenigen genügen werden, dem die Naturanlage zu diesem Handwerke verliehen ist. Schade nur, daß man ganz neuerlich angefangen hat, den Meistern das Handwerk zu legen. Auch hier wird es bald heißen: die Kunst geht nach Brot, und den Bekennern wird bald nichts weiter übrig bleiben, als zu den gemeinen Kunstgriffen eines Schinderhannes und Käsebier ihre Zuflucht zu nehmen, welche zu lehren uns jedoch in ein zu weites Feld führen würde.

Ein nicht minder gewöhnliches Bereicherungsmittel ist der sogenannte Diebstahl, oder die Kunst, sich durch einen geschickten

und unbemerkten Handgriff fremdes Gut zuzueignen. Wer sich auf diese freie Kunst legen will, muß Muth mit Gewandtheit des Körpers, Gegenwart des Geistes und kluger Benutzung der Zeit und Gelegenheit verbinden. Die Gesetzgeber aller Länder und Zeiten haben den Dieben den Krieg erklärt und Galgen oder Zuchthäuser für sie erbaut. Erstere hatten jedoch gewöhnlich das Schicksal, nur die Stümper und Anfänger in der Kunst tragen zu müssen, welche als solche den Galgen vollkommen verdienen, während die Virtuosen keck unter demselben, wie unter einer Ehrenpforte, hindurch gehen, ohne daran hängen zu bleiben. Und das von Rechtswegen. Denn offenbar gehört doch eben so viel Heldenmuth und Verachtung der Gefahr, als Stärke des Genies dazu, um es in dieser schweren Kunst zu einer gewissen Meisterschaft zu bringen, und es wäre in der That jammerschade, wenn so herrliche Eigenschaften strangulirt werden sollten. Da-

her ist es auch eine wohlhergebrachte Observanz in allen Staaten, wo die Justizverwaltung einen höhern Grad der Vollkommenheit erreicht hat, daß man die großen Diebe laufen läßt, wie denn überhaupt bei allen Gerichtshöfen in der Welt der vernünftige Grundsatz gilt, daß man die Diebe nur erst dann hängt, einsperrt oder auspeitscht, wenn man sie hat, das heißt, wenn sie entdeckt werden, wohingegen man diejenigen, welche so vernünftig sind, sich vor der Entdeckung in Acht zu nehmen, und auf's Läugnen zu legen, ab instantia oder plenarie absolvirt. Der Grundsatz also, welchen die Bekenner dieser Kunst stets vor Augen haben müssen, heißt: Hüte dich vor der Entdeckung und: si fecisti, nega! — Da es jedoch eine sehr mißliche Sache damit ist, indem die meisten an den ersten Versuchen scheitern, und nur wenig Auserwählte darin Glück machen, so rathen wir einem jeden davon ab, der nicht einen ganz vorzüglichen

Beruf in seiner Brust fühlt. Denn mit Recht kann man von dieser Kunst sagen: ars longa, vita brevis.

Als ein drittes Bereicherungsmittel empfiehlt sich von selbst der Betrug, oder die Kunst, durch die Ueberlegenheit unseres Verstandes einen andern zu unserm Vortheil zu täuschen, und um das Seinige zu bringen.

Diese Kunst unterscheidet sich von dem Diebstahl vorzüglich dadurch, daß dazu eine größere Gewandtheit des Verstandes als der Finger erforderlich ist. Der Wirkungskreis derselben ist so ausgedehnt, und die Spielarten derselben so unterschieden und zahllos, daß wir uns begnügen müssen, nur einige Hauptgattungen desselben zu beleuchten, welche vorzüglich im Gebrauch sind. Dazu gehört vor allen das Hazardspiel, oder die Fertigkeit, durch eine geschickte Benutzung oder Herbeiführung des Zufalls das Geld aus den Taschen anderer in die unsri-

gen zu locken. Dies ist ein so ehrbares Mittel, zu Reichthum zu gelangen, daß Hohe und Niedere sich desselben mit gutem Erfolge bedienen; ja selbst diejenigen, welche über die sogenannten Diebe den Stab brechen, machen sich oft kein Gewissen daraus, ihnen auf diese Art ins Handwerk zu pfuschen, und das Gewerbe zu beschneiden. Die Meister in dieser Kunst nennt man falsche Spieler. In der That aber sind sie von den aufrichtigen nur darin unterschieden, daß sie den Zufall selbst herbeiführen, oder, wie es der witzige Riccaut de la Marliniere im Geiste seiner Landsleute, der sinnreichsten und aufgeklärtesten Nation, nennt: das Glück verbessern und gleichsam zu ihrem Diener machen, während die Stümper in der Kunst sich von ihm beherrschen lassen, und das Schicksal aller Stümper verdienen, von den Meistern übertroffen und übervortheilt zu werden. Offenbar wäre es auch ganz außer der Ordnung, wenn man die Einfältigen gegen die

Klugen in Schutz nehmen wollte. Wenn eine Gesellschaft sich zum Spiele niedersetzt, so geht sie den stillschweigenden Vertrag ein, zu versuchen, wer den andern durch Gewandheit des Verstandes übertreffen könne. Verliert einer auf diese Art Haus und Hof: habeat sibi! Wer muthwillig ins Wasser geht, der wundere sich nicht, wenn er darin umkommt.

Als eine zweite Spielart der oben erwähnten Kunst sind die Unterschleife und Umschläge aller Art zu betrachten. Diejenigen, welche öffentliche Kassen verwalten, machen oft einen sehr ergiebigen Gebrauch von diesem Bereicherungsmittel. Wer sich damit befassen will, thut sehr wohl, wenn er die, so gesetzt sind, die Controlle über ihn zu führen, auf eine geschickte Art an dem Gewinne Theil nehmen läßt, und ihnen mit einem Abfalle desselben den Mund stopft. Agiotage und Ausleihung der öffentlichen Gelder für eigene Rechnung sind gewöhnli-

che Kunstgriffe solcher Speculanten. Wollen sie jedoch das Handwerk ins Große treiben, so gehen sie mit der ganzen Kasse durch, jedoch müssen sie alsdann die Vorsicht beobachten, gleich nach der Entweichung einen andern Rock anzuziehen, und den bisher getragenen an irgend einen ehrlichen Kerl zu verschenken, damit der Steckbrief nicht auf sie, sondern auf den ehrlichen Kerl passe, durch dessen Verhaftung und Transportirung sie den Nachstellungen der Späher entgehen, und Zeit gewinnen, sich und ihren Schatz nach Amerika oder dem Vorgebirge der guten Hoffnung in Sicherheit zu bringen.

Ein drittes Bereicherungsmittel dieser Art ist das Bankeruttiren oder Concursmachen, nemlich die Kunst, durch Vorspiegelung des Vermögen-Ruins seine Gläubiger zum Mitleiden und zur gütlichen Behandlung zu bewegen, um dann mit desto größerem Glanze wieder auftreten zu können. Justinianus, Carmer und andere große

Gesetzgeber haben zwar den Bankerutt nicht unter den modis acquirendi aufgeführt. Aber wer manchen Bankeruttirer in seinem mit vier Isabellhengsten bespannten Prunkwagen neben seinen verhungerten und zerlumpten Gläubigern vorbeirollen sieht, der überzeugt sich bald von der Lücke in unsern Gesetzbüchern. Wie will man sich auch die Erscheinung eines Mannes, der gestern noch mit einem abgeschabten Rocke umherging, und in dessen Hause man nichts, als ein Paar zerbrochene Schemel und ein Strohlager fand, der aber heute in dem reichsten Anzuge von der Welt an der Seite einer mit Brillanten geschmückten Favorite nach seinem Sommersitze fährt, und dort den Champagner in Strömen fließen läßt, anders erklären, als durch einen glücklichen Bankerutt? Wollen wir aber von diesem Bereicherungsmittel Gebrauch machen, so müssen wir es gescheit anfangen. Ich setze voraus, daß wir uns durch bedeutende Ankäufe creditirter Waaren

in Vortheil gesetzt haben, nun aber von unsern Gläubigern gedrängt werden. Wir lassen hierauf unser Waarenlager, wenn es noch nicht in Geld umgesetzt seyn sollte, sammt allen unsern Kostbarkeiten, Möbeln und Baarschaften nach und nach unter dem Schutze der Nacht bei irgend einem dienstfertigen Freunde in Verwahrung bringen, und behalten nur soviel an Baarschaft zurück, als erforderlich ist, die rechte Hand der Justiz, nemlich die des Executors zu versilbern, im Fall er etwa unsern geheimen Praktiken auf die Spur gekommen seyn sollte. Eine pflichtmäßige Anzeige dieses gefügigen Mannes, daß kein Gegenstand der Auspfändung bei uns zu finden sey, verbunden mit dem armseligen Aufzuge, in welchem wir auf der Börse erscheinen, überhebt uns der gerichtlichen Verfolgung, stimmt unsre Gläubiger zur Barmherzigkeit, und macht sie bereit, sich mit uns auf gewisse Procente zu vergleichen, oder ihre Forderung ganz und

gar schwinden zu lassen. Sind wir erst so weit, so haben wir gewonnen Spiel, erscheinen nach und nach wieder auf der Börse, machen neue Geschäfte, und passen den günstigen Augenblick ab, wo wir unser Vermögen durch einen ähnlichen Kunstgriff verdoppeln können. Auf diese Art retten wir zugleich unsern guten Namen, und sind im Stande, unser Geschäft an dem bisherigen Wohnorte mit dem Schein eines ehrlichen Mannes fortzusetzen. Ist uns aber der sogenannte gute Name gleichgültig und denken wir wie Diogenes: Mögen sie mich auch schimpfen, schlagen und an den Pranger stellen, wenn ich nur nicht dabei bin, so thun wir noch besser, wenn wir uns mit unserm ganzen Vermögen aus dem Staube machen, und unsern Gläubigern das leere Nachsehen lassen.

Ein viertes Bereicherungsmittel dieser Gattung ist der Wucher, oder die Kunst, durch die magnetische Kraft Eines Tha-

lers, zehn andere aus der Tasche zu praktisiren.

Es giebt nemlich Augenblicke im menschlichen Leben, wo das baare Geld eine solche Zauberkraft äußert, daß wir, um zu dem Besitze desselben zu gelangen, Haus, Hof, Weib und Kind, ja wenn es darauf ankäme, Leib, Ehre und Seligkeit verschrieben. Solche Augenblicke wissen kluge Speculanten zu benutzen, indem sie durch den Klang einiger Gold- und Silbermünzen dergestalt unsere Ohren zu kitzeln verstehen, daß wir gern bereit sind, statt hundert, tausend zu schreiben, und Haus und Hof zu Pfand zu sezzen. In der That macht der Anblick des baaren Geldes uns oft so blind gegen unsern wahren Vortheil, daß es uns leicht ergehen kann, wie jenem ehrlichen Bauer, der von einem Staatsbürger der israelitischen Colonie einen Thaler auf zehn Jahre lieh, darüber einen Schuldschein ausstellte, und seinen Rock zum Pfande gab, zugleich aber sich gefallen

ließ, daß der israelitische Staatsbürger denselben Thaler im Voraus auf die künftigen zehnjährigen Zinsen zurück nahm, so daß der ehrliche Bauer eigentlich nichts empfangen, jedoch einen Schuldschein ausgestellt, und obenein seinen Rock aus den Händen gegeben hatte. Ich frage, wer ist hier zu verdammen? Der Bauer, der mit offenen Augen nicht sahe, oder der alttestamentarische Glaubensgenosse, der sich seine Dummheit zu Nutze machte? Man will den Wucherer in Mißkredit bringen, und ihn in die Cathegorie der Betrüger setzen, aber mit welchem Rechte weiß ich nicht. Wer kann aufrichtiger und offener zu Werke gehen, als er? „Hier“ — sagt er — „hast du die verlangten 15 Rthlr., aber setze dich, und schreibe 50!“ Ist hier eine Täuschung, ein Betrug? Nimmermehr! — Wenn ich einem Sehenden vorsage, daß schwarz weiß sey, wer behauptet denn, daß ich ihm etwas weiß gemacht habe? Daher ist denn auch

mit zunehmender Aufklärung der Wucher dergestalt zu Ansehen und Ehre gekommen, daß selbst vornehme Leute sich nicht schämen ihn als ein einträgliches Gewerbe zu betrachten, und daß wir den Ausdruck: unsere Leute, jetzt mit gleichem Rechte auf die Bekenner des Christenthums beziehen können.

Eine ähnliche Praktik ist die Stocksgobberei, oder der Handel mit Staatspapieren.

Hier hat das Genie und die Erfindungskraft des Meisters ein weites Feld. Denn alles hängt hier theils von Berechnung politischer Konjuncturen und Konstellationen, theils von der Kunst zu täuschen ab. Im ersteren Falle muß man im Stande seyn, den Männern, die an der großen Pharaobank der Staatsangelegenheiten sitzen, in die Charte zu gucken, weil von ihrer Kartenmischung das Steigen und Fallen des politischen Barometers, also auch der Staatspapiere abhängt. Da jedoch nur zu oft der

Zufall der große Bankhalter ist, welcher die Karten mischt, so pflegt es mit dieser Berechnung eine mißliche Sache zu seyn, und wir gehen daher sicherer, wenn wir der Politik selbst vorarbeiten, das heißt, wenn wir durch wohlersonnene Nachrichten und ausgesprengte Gerüchte von gewonnenen oder verlornen Schlachten, von geschlossenen Bündnissen oder abgebrochenen Unterhandlungen u. s. w. auf das Steigen oder Fallen der Staatspapiere zu wirken suchen, je nachdem das eine oder das andere zu unserm Vortheil gereicht. Wollen wir die Täuschung verstärken, so müssen wir der erdichteten Nachricht durch so eben erhaltene Briefe und Depeschen aus London, Paris, Wien oder Petersburg noch einen größeren Anstrich von Wahrheit zu geben suchen, oder irgend einen eingeweihten Handlungsfreund so eben mit Extrapost von diesem oder jenem großen Orte ankommen, und durch ihn die Nachricht bestätigen lassen. Practica est multiplex.

Als ein sehr wirksames Bereicherungsmittel ist auch das Lieferungs- und Verpflegungswesen zu betrachten, oder richtiger gesprochen, das Nichtlieferungs- und Selbstverpflegungswesen. Schon Friedrich der Große bezeichnete einen verarmten Lieferanten, der eigentlich zu den unglaublichen Erscheinungen gehört, mit dem Namen eines bekannten Thieres, welches zu nennen der Respekt mir verbietet, indem er an der Krippe gestanden habe ohne zu fressen. Und in der That! wenn Ich von dem Könige von Egypten aufgefordert worden wäre, seinen Traum von den 7 fetten und 7 magern Kühen zu deuten, so würde ich ihm geantwortet haben: Großer Pharao! die 7 fetten Kühe sind die Lieferanten deiner Armee, die 7 magern aber, welche von ihnen gefressen wurden, sind deine Soldaten und Unterthanen. Daß Joseph diesen Traum anders erklärte, macht es mir sehr wahrscheinlich, daß auch Er schon seine Hände

bei dem Lieferungswesen im Spiel hatte. Wer bei diesem Wesen oder vielmehr Unwesen, sein Glück machen will, der muß sich als den Vormund der Armee betrachten, das heißt, als denjenigen, welcher der Armee alles vor dem Munde wegschnappt. Wie ein wackrer Vormund seine Pflegebefohlnen dann und wann durch Fasten in der Tugend der Enthaltsamkeit übt, so muß auch Er seine Pflegebefohlenen, die Soldaten, durch die Schule der Entbehrung führen, und so zu wahren Soldaten erziehen, jedoch nicht unterlassen, ihnen die Fasttage als Eßtage anzurechnen, oder zu verrechnen, wie die Praktiker es sehr sinnreich und treffend nennen. Mit Einem Worte: er muß es darauf anlegen, eine Kriegshungerschule zu errichten, nach Art der chinesischen, deren Lichtenberg gedenkt, um dem Manne in der Bibel zu gleichen, der demjenigen, so ihn um Brot bat, Steine darreichte, als worunter die heilige Schrift in ihrer schon bekannten iro-

nischen Manier offenbar einen Lieferanten verstanden hat.

Endlich wäre hier noch der Ort, des Spionirens und der Landesveräthe-rey zu gedenken.

Da jedoch die Eefahrung lehrt, daß selbst die Meister in diesem Gewerbe sich in Hinsicht des gehofften Lohns zu verrechnen pflegen, weil derjenige. welcher sich ihrer bedient, selten ein Gedächtniß für ihre Dienste hat, sie vielmehr wegen ihres gefährlichen Talents nach gemachtem Gebrauche von sich zu entferuen trachtet, so wollen wir jeden guten Christen, der seinen Hals und seine Seligkeit liebt, alles Ernstes davon abrathen.

Und hiermit, meine Hochzuehrenden! habe ich die vorzüglichsten Kunstgriffe und Praktiken beleuchtet, deren klnge Leute sich bedienen, um zu Reichthum zu gelangen, in sofern nemlich die Anwendung derselben mit Gefahr an Leib, Leben, Gut und Ehre ver-

bunden ist. Es giebt zwar noch eine Menge andrer, die in diese Cathegorie gehören, aber alle zu beleuchten, würde uns in ein zu weites Feld führen. Lassen Sie uns daher jetzt zu den gefahrlosen Bereicherungsmitteln übergehen.

Diese theile ich ein in solche, die gegen Privatpersonen, und in solche, die gegen das Publikum gerichtet sind, je nachdem wir nemlich das Vermögen einer Privatperson oder das des ganzen Publikums in Anspruch nehmen.

Unter den ersteren verdient die Erbschleicherei einer vorzüglichen Erwähnung. Die Erbschleicherei ist die Kunst, sich durch allerhand Krümmungen in die Gunst einer reichen und gebrechlichen Person dergestalt hinein zu schleichen, daß sie uns zu ihrem Erben einsetzt.

Diese Kunst setzt daher außer einer großen Verstellungsgabe eine eben so große Beharrlichkeit und Geduld, außerdem aber

gründliche Menschennkentniß im Allgemeinen, und specielle Kenntniß der schwachen Seiten derjenigen Person voraus, gegen welche unsre Plane gerichtet sind. Wir müssen daher ihre Launen, Gebrechen, Bedürfnisse, Neigungen und Gelüste zum Gegenstande eines eifrigen Studiums machen. Besonders fallen alte Leute, wenn sie den Knochenmann mit dem Stundenglas und der Hippe vor sich sehen, gar leicht in eine bigotte Zerknirschung, weshalb kluge Erbschleicher darauf bedacht seyn müssen, ihnen fleißig Trost aus der Bibel zuzusprechen. Bejahrte Jungfrauen, oder sogenannte alte Jungfern, haben oft Passionen für Katzen, Hunde, Affen, Papageyen und dergleichen Thiere, weshalb wir uns hüten müssen, es mit diesen Favoriten zu verderben, vielmehr suchen müssen, durch ein zuvorkommendes Betragen gegen dieselben uns den Weg zum Herzen ihrer Brodherrin zu bahnen. Zuweilen vermögen auch jugendliche Flammen die

Eisrinde eines alten Herzens aufzuthauen: man lasse es an zärtlichen Blicken, Seufzern und Liebesbetheurungen nicht fehlen. Mit Einem Worte: man lasse keinen Kunstgriff unversucht, sich methodisch in die Gunst der bezielten Person, und durch diese in ihre Erbschaft einzuschleichen.

Da es auch nicht selten der Fall ist, daß uns bei solchen Speculationen Pflichterben oder andere Personen im Wege stehen, die Anspruch auf die reiche Erbschaft machen könnten, so müssen wir darauf bedacht seyn, diese durch alle jene schlauen Künste der Intrigue und Kabale aus der Gunst der bearbeiteten Person zu verdrängen, und auf diese Art freye Bahn zu machen.

Dies sind jedoch nur Andeutungen. Wer mit den Naturanlagen zum Ersbchleicher ausgestattet ist, dem werden sie genügen.

Ein zweites eben so lohnendes Mittel dieser Art ist das Hineinheirathen oder die Speculation auf eine reiche Heirath.

Im Allgemeinen gilt hier dasselbe, was bei der Erbschleicherei gesagt ist, nur mit dem Unterschiede, daß es hier oft darauf ankommt, die Gabe der Verstellung durch äußere in die Sinne fallende Vorzüge zu unterstützen. Denn im Felde der Liebe siegt nur zu oft Einfalt mit Schönheit gepaart über die feinsten Machinationen des Verstandes. Ein vernünftiger Mann läßt sich jedoch durch den ersten Korb nicht abschrekken, sein Ziel zu verfolgen. Selbst ein Felsenherz wird durch Beharrlichkeit erweicht, und gleichwie wir einem zudringlichen Pudel, den wir zehnmal von uns gestoßen haben, und der zum eilftenmal winselnd, wedelnd und händeleckend zurückkehrt, endlich in Gnaden die Hand reichen, so wette ich zehn gegen eins, daß auch Herz und Hand eines schönen Kindes endlich demjenigen zu Theil wird, der sich durch wiederholte Ausfälle nicht abhalten läßt, den mehrmals abgeschlagenen Sturm zu erneuern. Denn das

weibliche Herz ist sehr zum Mitleiden gestimmt, und wissen wir dieses zu bestechen, so ergiebt sich der Kommandant zuletzt auf Diskretion.

Und so erkläre ich mir die Erscheinung, daß oft die schönsten Frauen den häßlichsten Männern die Hand reichen; oder ist es vielleicht weibliche Berechnung, welche die Schönheit durch den Kontrast der Häßlichkeit noch mehr zu heben sucht? Ich wage nicht darüber zu entscheiden.

Oft steht auch der Starrsinn eigensinniger Väter, Mütter und Vormünder dem Heirathsspeculanten im Wege. In solchen Fällen wissen sich gewandte Leute dadurch zu helfen, daß sie den Gegenstand ihrer Bewerbungen in einen solchen Zustand zu versetzen suchen, der die widerstrebenden Alten zur Ertheilung des Jaworts geneigter macht. Practica est multiplex.

Im Felde der Liebe durchkreuzen sich zwar noch unzählige Haupt- und Nebenwe-

ge, um zum Reichthum zu gelangen. Manche derselben sind jedoch zu unsauber, als daß ich es wagen sollte, meine Hochzuehrenden darüber hinwegzuführen. Nur zweier will ich noch kürzlich gedenken, auf denen viele sogenannte honnette Leute wandeln. Sie heißen Kuppelei und Heirathsmäkelei. Namentlich ist die erstere als ein Mittel zu empfehlen, nicht allein zu Reichthum, sondern auch zu einem einträglichen Amte, oder einer Sineure-Stelle zu gelangen, besonders wenn man nicht zu ekel ist, den Gegenstand des vornehmen Gelüstes durch priesterliche Kopulation wieder zu Ehren oder vielmehr zu noch größeren Unehren zu bringen.

Laßen Sie uns nun endlich diejenigen Kunstgriffe berühren, welche darauf berechnet sind, uns mit dem Gelde des Publikums zu bereichern. Hier kann man mit Recht sagen: sie heißen Legio. Jeder Kaufmann, jeder Hand-

werker, jeder Künstler, jeder Professor, Advokat und Arzt zielt ja auf den Beutel des Publikums. Doch von ihnen kann hier nur insofern die Rede seyn, als es darauf ankommt, die besondern Kunstgriffe zu beleuchten, deren sich manche dieser Herren mit gutem Erfolge bedienen, um ihrem Gewerbe oder ihrer Kunst einen höhern Schwung zu geben. Dieser Praktiken bedarf zwar derjenige nicht, welcher sich als Künstler durch Genie und Fleiß, als Professor durch Gelehrsamkeit, als Arzt und Advokat durch praktische Kenntniß, als Kaufmann durch Speculation und Industrie, als Handwerker durch Betriebsamkeit und Sparsamkeit emporzuarbeiten vermag. Dergleichen Eigenschaften sind jedoch nicht eines jeden Sache. Genie ist ein Geschenk des Himmels, das man sich selbst nicht geben kann, Arbeit, Betriebsamkeit und Studium aber erfordern Anstrengung des Körpers und Geistes, und führen nur langsam zum Ziele, so daß die-

jenigen, welche den Reichthum auf diesem Wege suchen, oft über der vielen Arbeit, Mühe und Zeit, das Leben selbst verlieren, ohne zum Ziele gelangt zu seyn. Die Erfahrung lehrt freilich, daß Leute, welche einen Pfennigshandel mit Schwefelhölzern anfingen, es endlich durch eiserne Industrie und Selbstkasteiung so weit brachten, daß sie in den größten Handelsplätzen Comptoire hielten, und mit dem ausgebreiteten Absatze ihrer Schwefelhölzer ein ungeheures Vermögen zusammenhäuften. Es ist jedoch keinesweges meine Absicht, die Schneckenwege und Dornenpfade zu zeigen, welche zum Reichthum führen. Denn sonst brauchte ich meinen geehrten Zuhörern nur zuzurufen: „arbeitet und wachet! schwitzet und darbet! damit ihr am Ende eurer Tage schwelgen, und die Hände in den Schooß legen, oder euren lachenden Erben ein großes Vermögen hinterlassen könnet.“ Mein Thema ist vielmehr, zu zeigen, wie man den Dornen-

pfaden ausweicht, und auf dem leichtesten Wege zum Reichthum gelangt. Ich bemerke also, daß kluge Leute gewisse Kunstgriffe erdacht haben, wodurch sie den Mangel der oben angeführten Eigenschaften ersetzen.

Diese Kunstgriffe lassen sich in die allgemeine Regel bringen: „Stoß in die Posaune! mache Lerm und Aufsehen! errege Neugierde und schmeichle dem Zeitgeiste und der Mode!“ Denn das Auffallende und Neue hat eine so anziehende Kraft, daß man darüber das Bessere, Nützlichere und Schönere übersieht, wenn es weder in die Sinne fallend, noch neu ist. Diese Regel befolgt daher jeder Schneider, der auf seinem Schilde mit ellenlangen goldenen Buchstaben verkündet, daß der Pariser Kleidermacher oder Costümkünstler N. N. hier seine Werkstatt habe; jeder Friseur, der sich einen Haarkünstler oder artiste pour la coupure des cheveux nennt; jeder Speisewirth, der seine Garküche in eine Restauration um-

tauft; jeder Häker, der seine neuen Heringe in den Zeitungen anpreiset; jeder Gassenbube, der seine neuen Extrablätter mit gellender Stimme ausschreit; jeder Buchhändler, der mit gigantischen Lettern ausposaunt, daß diese oder jene Schrift bei ihm herausgekommen sey; jeder Schriftsteller, der durch irgend einen prahlenden Titel, als: Feuerbrände, Löscheimer, Lichtstralen, Europäischer Völkerbund rc. Aufsehen zu erregen oder in einer anonymen Selbstkritik zu beweisen sucht, daß er uns gerne zu sich emporheben möchte, wenn nur nicht Hopfen und Malz an uns verloren wäre; jeder Arzt, der am Bette seines zu Tode klystirten Patienten mit hippokratischer Weisheit docirt, daß denatus methodice von der Welt geschieden sey; jeder Justizkommissarius, der in seiner Deduction ein Körnchen Pandektenwitz aus einem Strohmagazin von Citaten herausdrischt, um zu zeigen, daß sein Gegner ein Ignorant sei; endlich jede

Hetäre, die ihre Nuditäten zur Schau auslegt, um ihr Publicum an sich zu locken. Wir müssen daher der klugen Gastwirthin in Harlem, deren Thümmel in seinen Reisen durch das südliche Frankreich gedenkt, wegen des höchst genialen Kunstgriffs, dessen sie sich bediente, um durch ein Aushängeschild ganz neuer Art Aufsehen zu erregen, unsre ganze Bewunderung zollen. In der That! sie hatte dem Publikum seine schwache Seite abgelernt, und indem sie es magnetisch an sich zog, goß sie zugleich durch ein unzweideutiges Symbol die volle Schaale der Verachtung über dasselbe aus.

Klappern gehört zum Handwerk: das ist ein uraltes goldenes Sprichwort, und unter Klappern verstehe ich nichts anderes, als Aufsehen machen.

Von der Wahrheit dieses Sprichworts ist jeder Professor durchdrungen, der durch eingestreute Schwänke und Possen die lachlustigen Studenten an sein Katheder zu fes-

seln sucht. Ihm gemäß hält ein andrer eine Vorlesung über die Schädellehre, indem er voraussieht, daß jeden die Neugierde plagen werde, zu wissen, ob er mit dem Fuchs- oder Eselsorgan begabt sey, eine dritte giebt mimische Darstellungen, weil jedermann begierig ist, Göttinnen und Ungeheuer durch eine Künstlerin dargestellt zu sehen, die doch so sehr menschlich ist. Noch andre kündigen lebende Bilder an. Denn natürlich wünscht jeder zu erfahren, wie man es anfangen werde, die Natur gleichsam umzukehren, und sie zur Nachahmerin oder vielmehr zum Affen der Kunst zu machen. Noch ein andrer kündigt eine Vorlesung über die Kunst reich zu werden an. Denn alle Welt brennt ja vor Begierde, in die Geheimnisse dieser Kunst eingeweihet zu werden. Noch andere kündigen ein Melodrama oder eine dramatische Akademie an, das heißt, einen Mischmasch von Theaterscenen und Musikstücken, wobei einem zu Muthe wird wie in einem Irren-

hause, in welchem dergestalt ohne Zusammenhang und Ordnung durcheinander geschnattert und geheult wird, daß man zuletzt nicht weiß, wie einem der Kopf steht. Noch andere treten als Bauchredner, unsichtbare Jungfrauen und redende Sirenen auf. Kurz, ein jeder sucht zu klappern, und dem Hans Nord nachzuahmen, der ausposaunte, er werde durch einen Flaschenhals kriechen, jedoch ohne diese schwierige Aufgabe zu lösen, mit dem Gelde des Publicums durchging.

Wer daher als Künstler sein Glück machen will, der trete mit irgend einer neuen Erfindung im Reiche der Kunst auf. Je toller, je besser. Es kommt nur darauf an, daß sie durch Neuheit und Sonderbarkeit Aufsehen und Verwunderung errege, und mit Marktschreierei angekündigt werde, dann wird ihm der Beifall der Menge nicht entstehen.

Ja ich bin überzeugt, daß wenn irgend ein Spaßvogel eine musikalisch=dramatische Hunde= und Katzen=Akademie ankündigte, und durch eine diesen Thieren zugefügte Tortur eine Art von Melodrama hervorbrächte, dies eine sehr ergiebige Speculation seyn würde.

Wer als Autor sein Glück machen will, der suche den Zeitgeist zu seinen Zwecken zu benutzen. Wenn alle Welt dem herrschenden Götzen huldigt, so stoße auch er in die Posaune seines Ruhms. Wenn Freiheit und Vaterland die herrschenden Tendenzen sind, so lege er die Posaune der Freiheit und Vaterlandsliebe an den Mund. Kurz! ein jeder hänge nur ein lockendes Schild aus, und die Menge wird ihm zuströmen. —

Und hiermit, meine Hochzuehrenden! schließe ich diese Vorlesung, mit dem aufrichtigen Wunsche, daß die Lehre, die ich

ausgesäet habe, bald goldene Früchte tragen, und sich praktisch bewähren möge, in Zeit und Ewigkeit Amen!

Vierte Vorlesung.

Ueber die Kunst zum Amte zu gelangen.

Meine hochzuehrenden Herren!

Bei der heutigen Vorlesung nehme ich mehr als bei jeder andern den Geist einer aufgeklärten Unbefangenheit in Anspruch, den ich von einer so erlesenen Versammlung zu erwarten berechtigt bin.

Ich weiß allerdings, was ich wage, indem ich ein Thema, wie das vorliegende,

satyrisch behandle, aber ich weiß auch und bin stolz darauf, daß ich in einem Staate lebe, dessen schönstes Kleinod die Freiheit der Rede ist. Und in der That giebt es wohl keine bessere Apologie auf unsere Verfassung als eben, daß ich es wagen darf, in der Residenzstadt des Reichs, unter den Augen, ja mit ausdrücklicher Bewilligung der Obrigkeit, Vorlesungen dieser Art zu halten.

Ohne Furcht also vor geheimen und offenen Nachstellungen, vielmehr von der Ueberzeugung gestärkt, daß ich die Luft eines Landes athme, in welchem sich jede Blüthe des Geistes frei entfalten darf, gehe ich muthig an mein Thema, indem ich es versuche, Unvollkommenheiten zu schildern, die allen Zeitaltern, Zonen und Verfassungen, eigen sind.

Ein jeder will leben, und hat ein so gegründetes Recht, dies zu wollen, daß selbst ein Fiscal, der gern alles, selbst die Luft, die wir einathmen, für den Fiscus einziehen möchte, ihm dies Recht nicht wird abstreiten können. Es hat zwar ein französischer Staatsmann gelebt, der einem um Pension bettelnden Ludwigsritter auf die unmaaßgebliche Bemerkung, daß man doch leben müsse, zur Antwort gab: ich finde das eben nicht nothwendig. Dergleichen hartherzige Herren gehören jedoch gottlob! zu den seltenen Naturspielen, so gut wie andre Petrefakten, als versteinerte Kröten und Eydechsen. Ist man daher in dem Falle, einen hungerleidenden Bittsteller abschläglich bescheiden zu müssen, so pflegt man wenigstens human genug zu seyn, ihm sein Bedauern zu erkennen zu geben, daß man in der traurigen Nothwendigkeit sey, ihn hungern lassen zu müssen. Und wenn gleich dieses Bedauern den Bittsteller nicht satt macht, so

gewähret ihm doch die ausgesprochene menschenfreundliche Gesinnung einen Trost und eine Erfrischung, zumal, wenn ihr die Versicherung hinzugefügt ist, daß man des Supplicanten zu seiner Zeit — daß heißt, wenn er verhungert sey — bestens gedenken wolle.

Wenn nun nicht bestritten werden kann, daß ein jeder den Trieb und das Recht zu leben hat, so folgt daraus, daß nichts natürlicher ist, als das allgemeine Jagen und Rennen nach einer Versorgung, und der edle Wetteifer, einander das Stück Brot vor der Nase wegzuschnappen. Denn da wir diesen Instinkt schon bei den Thieren, besonders bei den Hühnern, wahrnehmen, wenn sie einander ein aufgefundenes Korn wegzupicken suchen, wie wollen wir ihn bei dem Menschen verdammen, der doch sein Naturrecht den Thieren ablernte, wie schon der weise Cicero den Stoikern nachsagt?

Ich hoffe daher mit einer Vorlesung über die Kunst zu einem einträglichen Amte zu gelangen, sehr willkommen zu seyn.

Bevor ich jedoch zu diesem Unternehmen schreite, finde ich mich veranlaßt, ein herrschendes Vorurtheil zu bekämpfen, welches manchen ehrlichen Mann abhält, sich um einen Posten zu bewerben.

Dieses Vorurtheil besteht in der Meinung, daß zu einem Amte vor allen Dingen Geschicklichkeit erfordert werde.

Zwar, wenn wir unter Geschicklichkeit nichts anderes verstehen, als die Tüchtigkeit einen Posten auszufüllen, gleichviel, ob mit dem Kopfe oder mit dem Bauche, so mag jene Meinung für wahr gelten. Sobald wir aber nur an den Kopf denken, liegt dabei ein grober Irrthum zum Grunde.

Denn gleichwie der Bienenstaat aus Drohnen und Arbeitsbienen besteht, das heißt aus solchen, welche bloß zehren, faullenzen und dem Begattungswerke obliegen, und aus solchen, welche arbeiten, und die Zellen mit Honig füllen, so sind auch in jedem wohleingerichteten Staate die Aemter mit

Drohnen und mit Arbeitsbienen besetzt, das heißt mit solchen, die bloß mit dem Magen, und solchen, die bloß mit dem Kopfe oder mit den Händen arbeiten. Und gleichwie es unter den Pferden Paradepferde und Zug- und Lastpferde giebt, von denen die ersteren mit reinem Hafer gefüttert werden, während die letzteren sich nicht selten mit Heu und Stroh begnügen müssen: so giebt es auch Parade- und Zug- und Lastbeamte, von denen die ersteren, in gutem Futter gehalten werden, während die letztern auf schmale Diäten gesetzt sind, das heißt, auf einen Tagelohn, der sie zwingt, Diät zu halten, und langsam zu verhungern. Diese Einrichtung besteht so lange als die Welt, und es läßt, sich so wenig dagegen einwenden, als gegen den Unterschied zwischen Bauer und Edelmann.

Man kann daher die Staatsdiener eintheilen in solche, die dem Staate und in solche, die nur zum Staate dienen,

so wie die Vor- und Beisitzer in solche zerfallen, welche zum Sitzen und in solche, welche zum Schwitzen bestimmt sind.

Wenn daher die alten Pandektenreiter zu einem tüchtigen Juristen ferreum caput und plumbeas nates oder ein bleiernes Gesäß erfordern, so denken sie dabei ohne Zweifel an den Unterschied zwischen einem Juristen, der Hirn und Grips haben muß, und einem solchen, der bloß Sitzfleisch zu haben braucht, um seinen Posten auszufüllen.

Eben daher schreibt sich denn auch der Ausdruck Sitzung oder Session, weil dabei das Sitzorgan oft mehr in Anspruch genommen wird, als die Organe des Gehirns.

Lasse sich daher niemand durch das oben gedachte Vorurtheil abschrecken, auf einen Posten einzugehen, wenn er sonst nur die Eigenschaften besitzt, welche ich nachher andeuten werde, im übrigen aber die Anlage in sich fühlt, das mit dem Posten verbundene Gehalt oder Accidens mit Amtswürde zu verzehren.

Denn nichts läßt sich leichter in einem

Amte entbehren, als der sogenannte Verstand, weil in jedem Kollegio, in jedem Departement und Bureau sich immer gefällige Leute in hinreichender Anzahl befinden, welche die Mühe des Denkens und Arbeitens übernehmen, oder ex officio übernehmen müssen. Daher das Sprichwort: Wem Gott das Amt giebt dem giebt er auch den Verstand, nichts anderes heißt, als: wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch einen Amtsgehülfen, der ihm mit seinem Verstande aushilft, oder er giebt ihm die Mittel, fremden Verstand zu erkaufen, oder er giebt ihm die Amtswürde und gewichtige Amtsmiene, ein anerkanntes Surrogat des Verstandes. Ja zuweilen trift sich's sogar, daß mit dem Amtsrocke wirklich der Verstand in den Menschen hineinfährt, wie das Beispiel Sancho Pansa's beweiset, der als Gouverneur der Semmelwurstinsel plötzlich zu Jedermanns Erstaunen die verwickeltsten Prozesse mit Salamonischen Weisheit entschied.

Nachdem wir nun dieses Vorurtheil aus dem Wege geräumt haben, lassen Sie uns zu unserm Thema übergehen.

Die Kunst, zu einem Amte oder einer Versorgung zu gelangen, beruht hauptsächlich auf der Kunst sich zu empfehlen.

Die Natur stattet diesen mit einer einnehmenden Gestalt, mit einem gewandten kraftvollen Körperbau, oder mit der Gabe sich beliebt zu machen aus. Das Glück begünstigt jenen mit Verwandschaften und Verbindungen oder mit Gelde. Daß dieses Vorzüge sind, welche, so lange die Welt steht, zur Erlangung eines Amtes behülflich waren, wird niemand läugnen, der etwas weiter sieht, als ein Maulwurf. Zwar hat man von je her gegen diese Ordnung der Dinge als gegen eine Unordnung der Dinge geeifert, aber offenbar mit Unrecht.

Namentlich schilt alle Welt auf den Nepotismus, dessen Einfluß wir hier zuerst würdigen wollen. Aber ich frage: ist etwas tie-

ser in der menschlichen Natur gegründet, als der Wunsch, seinen geliebten Sohn, Bruder, Neffen, Vetter, Oheim und Schwager versorgt zu sehen? Und verfällt nicht ein jeder, selbst der größte Eiferer, in diese Schwachheit, wenn ihn ein günstiges Geschick in die Lage versetzt, seinen Angehörigen eine Versorgung zuwenden zu können, sei es auch mit offenbarer Zurücksetzung eines fremden, verdienteren? — Doch wie kann man eine Schwachheit nennen, was selbst der bekannte Spruch empfiehlt: Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst! und wer ist mir näher als mein Bruder, mein Sohn und mein Vetter?

„Wer heut zu Tage keine Connexionen hat,“ so hört man von allen Seiten klagen, „der kommt nicht fort.“ Diese Klage ist also in so fern ungerecht, als sie dem gegenwärtigen Zeitalter, das ohnehin schon manche Sündenschuld früherer Jahrhunderte tragen muß, einen Vorwurf macht, der mit demselben Rechte allen Zeitaltern seit Er-

schaffung der Welt gemacht werden kann. Denn so lange es menschliche Gesellschaften gab, gab es auch Söhne, Vettern, Neffen und Schwäger, und so lange es diese gab, wurden sie den Nichtbrüdern, Nichtvettern rc. vorgezogen.

Was aber von Verwandschaften gilt, das gilt auch von allen andern Verbindungen oder Connexionen, die das Interesse oder irgend eine andere moralische Ursach zwischen mir und einem andern knüpfte, der mir helfen oder schaden kann.

Wenn ich z. B. von dem Secretair dieses oder jenes angesehen Mannes eine namhafte Summe zu fordern habe, so stehe ich mit dem Secretair in einer Connexion, welche ihm die Verpflichtung auflegt, mir seine Fürsprache bei dem Prinzipal angedeihen zu lassen, wenn er will, daß ich die schuldige Summe nicht gegen ihn einklagen soll. Oder wenn ich dem vortragenden Rathe dieses oder jenes Ministers in die Karte geguckt, und

ihn bei einer Malversation ertappt habe, die ihn um den Posten bringen kann, wenn ich als Denunciant gegen ihn auftrete, so stehe ich mit dem Rathe in einer Verbindung, vermöge deren er mir zu meiner Beförderung behülflich seyn muß, wenn ich den Mund halten soll. Oder wenn ich eine Frau habe, die zufälligerweise die Blicke des angesehenen Mannes auf sich gezogen hat, so stehe ich mit ihm in einer Verbindung, die mir seine Protection sichert, wenn er will, daß ich die Hand vor die Augen halten soll. Mit Einem Worte: in jedem Falle, wo ich in der Lage bin, jemanden angenehme und nützliche Dienste erweisen, oder ihm schaden zu können, stehe ich in einer Connexion mit ihm, die mir zu meiner Beförderung dienlich seyn kann. Daher das Sprichwort: Eine Hand wäscht die andere, welches so alt ist als die Welt.

Und wer läugnet nun noch, daß Verwandschaften und Connexionen eine Haupt-

bedingung sind, um zu einem Posten zu gelangen? Daß sie gleichsam die Fäden sind, womit Fortuna ihre Günstlinge an ihr Rad befestigt? Zwar möchte man einwenden, sie seyen eine Gabe des Zufalls, und es hänge nur in seltenen Fällen von uns ab, sie zu erschaffen. Ich behaupte aber daß jeder Mensch, wenn er nicht, wie Robinson Crusoe, auf einer menschenleeren Insel wohnt, in Verbindungen steht, die zu seiner Beförderung gereichen können, und daß man nur Augen haben müsse, diese oft so feinen und versteckt liegenden Glücksfäden zu bemerken, und Hände, sie zu erfassen. Der eine z. B. ist unmittelbar verwandt oder verschwägert mit diesem oder jenem einflußreichen Manne, und dann gilt das Sprichwort: wer den Pabst zum Freunde hat, dem kann der Kardinalshut nicht entstehen. Der andre ist zwar nicht mit dem angesehenen Manne selbst verwandt, aber doch mit seinem Secretair, Kammerdiener und Lakay-

en, der dritte mit seiner Favorite, der vierte mit seinem Koch, seiner Köchin, seinem Kutscher, seinem Stiefel- oder Bartputzer. — Kurz, das Reich des Glücks ist von so unzähligen Kanälen durchschnitten, daß, wenn man nur zu steuern versteht, man gewiß endlich in den Hauptcanal oder in den Hafen gelangt. Daher der Ausdruck, er hat Kanäle, oder durch den und den Kanal ist er zu dem Posten gelangt, worunter oft weiter nichts zu verstehen ist, als ein weitläuftiger Vetter, der dem Kammerdiener dieses oder jenes großen Mannes den Rock ausklopfte. Daß es auch schmutzige und schlammige Kanäle in Menge giebt, bedarf kaum einer Erwähnung.

Man hat Professoren der Ißländischen Litteratur, der Mimik und Musik: warum giebt es keinen Professor der Kanalkunde, um den jungen Leuten, die einst befördert seyn wollen, Kollegia darüber zu lesen?

Ein zweites Beförderungsmittel ist Schön-

heit und Kraft. Wenn der weibliche Einfluß in allen weltlichen Angelegenheiten, ja selbst in der Politik unverkennbar ist, wie sollte er es nicht auch bei Besetzung der Aemter seyn? Da kann es denn nicht fehlen, daß oft ein schlanker Wuchs oder ein nervigter Körperbau den Ausschlag giebt, während auf der andern Seite eine zu karge oder zu reichliche Ausstattung der Natur, z. B. einen Höcker, Vorsprung, oder irgend ein andrer bei der Herausgabe des Menschen vorgefallener Druckfehler, selbst mit dem glänzendsten Talente gepaart, unübersteigliche Klippen der Beförderung sind. Der Amtscandidat also, der sich seiner körperlichen Vorzüge bewußt ist, hat in solchem Falle, nichts weiter zu thun, als den äußern Eindruck wirken zu lassen, so wird sich das Amt von selbst finden.

Ein drittes Mittel sich zu empfehlen, ist das Geld. Soll ich über die Macht dieser höchsten Potenz noch Worte verlieren? Wo ist

der Mensch, der die vis impulsiva des Geldes nicht praktisch erprobt hätte? Die Muhamedaner beten den Mond, die Indianer die Sonne, die Feuerländer das Feuer an: ich frage: woher kommt es, daß noch keine Nation das Gold zum sichtbaren Gott weihete, da seine Allmacht doch allgemein anerkannt ist? Doch in diesem Augenblicke erst fällt mir bei, daß ja die Kinder Israels das goldene Kalb anbeteten, und ich zweifle nicht, daß dieser Götzendienst unter Christen und Juden noch jetzt mehr geheime Anhänger hat, als das Christen- und Judenthum öffentliche. Ich will daher keine Worte über die Macht des Geldes verlieren: nur soviel sey mir zu bemerken erlaubt, daß es bei cultivirten Nationen, als der einzig sichere Maaßstab anerkannt ist, nicht allein den Werth jeder Waare, sondern auch den Menschenwerth darnach zu bestimmen. Ich will nicht einmal von den Römern sprechen, bei denen das Wort Talent sowohl von

Geistesanlagen, als vom Gelde gebraucht wurde: ich führe die Engländer, die nächst der unsrigen gewiß die aufgeklärteste Nation auf Erden sind, als Beispiel an. Wenn sie sich nach dem Vermögen eines Menschen erkundigen, so fragen sie: what is he worth? zu deutsch: was ist er werth?

Kann man es also demjenigen, dem ein Amtskandidat zur Beförderung vorgestellt wird, verdenken, wenn er gleichfalls frägt: what is he worth? oder wie fällt er ins Gewicht?

Keiner aber drückt sich bestimmter und offener über den Werth des Geldes aus, als der alte Kriegskünstler Montecuculi, indem er die Behauptung aufstellt: „Um Krieg zu führen gehört erstens Geld, zweitens Geld und drittens Geld.“

Dieser Satz enthält so viel allgemeine Wahrheit, daß man ihn auch auf die Amtsbeförderung anwenden, und so übersetzen kann: um zu einem Posten zu gelangen, ist

erstens erforderlich Geld, zweitens Geld, und drittens Geld. Nicht als ob ich behaupten wollte, die Aemter seyen heut zu Tage mit Geld zu erkaufen: Gott soll mich vor einer solchen Blasphemie bewahren! Ich behaupte nur, daß wenn die Wage des Verdienstes zwischen dem einen und dem andern Verdienste schwankt, sie nach physikalischen Gesetzen, auf der Seite überschlagen muß, wo man noch ein neues Gewicht in die Schale legt. Wenn also z. B. in der einen Wagschale ein erprobtes Talent, in der ander aber eine Vetterschaft oder Schwägerschaft ruht, und das Zünglein unschlüssig hin und her balancirt, nun aber plötzlich eine Handvoll Goldstücke zu der Vetterschaft hinzugefügt wird, so ist nichts natürlicher, als daß es sich zu der Goldseite hinneigen muß. Daher scheint es mir, als ob der Ausdruck Zunge bei einer Wage von der Zunge eines Richters entlehnt sey, die zwischen den rationibus dicidendi et dubitandi schwankt, be-

vor sie das Urtheil ausspricht. Und in der That giebt es wohl kein treffenderes Ebenbild einer Themiswage als manchen Priester der Themis selbst, wenn man nemlich seine beiden geöffneten Hände als die Wagschalen, und seine Zunge als das Zünglein der Wage betrachtet, das sich sogleich auf die Seite desjenigen neigt, der den rationibus decidendi noch irgend ein gewichtiges und klingendes Argument hinzufügt. Daher kommt meines Erachtens der Ausdruck, jemanden den Beweis in die Hände geben, und so muß man es verstehen, wenn die alten Rechtslehrer außer den bereits oben angegebnen Eigenschaften eines tüchtigen Juristen, noch auream crumenam voraussetzten.

Doch wieder auf unser Thema zu kommen: Wer also in dem Falle zu sein glaubt daß er, um zum Amte zu gelangen, seinen Verdiensten noch ein Gewicht der beregten Art hinzufügen müsse, der sehe genau zu,

wie die Wage, auf welcher sein Verdienst gewogen werden soll, zieht. Denn bekanntlich ziehen manche mehr, manche weniger. Nach dieser Prüfung messe er das Gewicht ab. Noch einleuchtender wird die Sache, wenn wir die Lehre vom Hebel auf das Geld anwenden. Denn wer läugnet, daß das Geld von je her für den stärksten Hebel gegolten hat? Es läßt sich zwar nicht bestreiten, daß es Leute von felsenfestem, unbeweglichem Gewissen giebt, die man selbst mit einem goldenen Hebel nicht aufwuchten, und von der Stelle rücken kann. Bei den meisten wird aber die Kraft eines solchen Instruments andwendbar bleiben, und es kommt dann nur darauf an, daß man die Stärke und Größe des Hebels darnach abmißt, ob man ein mehr oder minder wackliges Gewissen vor sich hat, ferner, daß man sich darauf versteht, den Hebel geschickt anzubringen und den rechten Schwerpunkt zu treffen.

Ein viertes Empfehlungsmitel ist die Fürsprache.

Zwar ist ihrer schon oben bei den Verwandschaften und Konnexionen gedacht worden: man kann sich jedoch, auch ohne diese, der Fürsprache bedienen, indem man entweder fremde Ueberredungsgabe in Anspruch nimmt, oder es mit seiner eigenen versucht.

Wem ist es z. B. nicht bekannt, welch eine Ueberredungskraft in der Zunge gewisser mitleidigen Damen liegt, die einen jungen Mann gern in die Pfarre, hiernächst in die Quarre, und zuletzt untern Pantoffel bringen möchten? Mit Recht kann man von ihnen sagen: sie verstehen sich darauf, ihren Gegenstand zu überreden, oder vielmehr überzureden, wie man einen überreitet oder überrennt. So eine Zunge hat das mit einer Sirenen-Zunge gemein, daß man über Bord springen möchte, wenn man ihrem Zauber ausgesetzt ist. Der Amtsbewerber nehme daher eine Anzahl derselben in Beschlag. Auf ihre Dienstfertigkeit kann er sicher rechnen. Denn nichts liegt dem Her-

zen solcher Damen näher als der Wunsch, ihre Nebenmenschen zu beglücken. Daher ihre unermüdliche Geschäftigkeit, Eheknoten zu schürzen, und wiederum zu zerschneiden, wenn sie dem einen oder dem andern zum Druck gereichen. Und eben daher ihre Dienstfertigkeit, einem jungen Menschen zum Amte zu verhelfen. Denn Aemtchen geben Käppchen, wie das Sprichwort sagt, und aus jedem unverheiratheten Amtscandidaten sprießt ein Heirathscandidat, und aus diesem vielleicht wieder ein Scheidungscandidat hervor. Man bediene sich also besagter mitleidiger Damen, um einen Chok auf denjenigen zu unternehmen, der den Posten zu vergeben hat, und man wird seine Absicht nur selten verfehlen. Denn wäre es ja, daß es mit dem Ueberreden nicht glückte, so glückts; gewiß mit der Intrigue. Alle Federn und Räder werden in Bewegung gesetzt werden, um den großen Zweck zu erreichen, und gleichwie man den Perpendikel

einer aufgezogenen Wanduhr nur Einmal anzustoßen braucht, um das ganze Uhrwerk in Bewegung zu bringen, so braucht man die Zunge einer solchen Fürsprecherin nur anzutippen, um diese sowohl als ihr ganzes Wesen sammt Händen und Füßen in eine fortwährende Schwingung zu versetzen.

Noch schneller kommt der zum Ziele, der eine junge Fürsprecherin in sein Interesse zu ziehen weiß. Die Sprache zweier schönen Augen ist oft wirksamer, als alle Rednerkünste eines Demosthenes and Cicero. Mit Einem Worte: wer eine solche Fürsprecherin hat, der sitzt bald in petto di santissimo padre, und wird gewiß Kardinal.

Ein mißlicheres Spiel haben diejenigen, welche sich auf ihre eigene Fürsprache beschränken müssen. Zwar, wenn eine einnehmende Gestalt oder der oben beregte nervus rerum gerendarum die Ueberredungskraft verstärken, dann pflegt die Sache keine großen Schwierigkeiten zu finden. Auch ist es

nicht selten von großer Wirkung, wenn man sich der Fürsprache vernunftloser Thiere bedient, und ein fetter Ochs, ein fettes Schwein, ein fetter Hammel und ein Volk Hühner, wenn sie zu rechter Zeit intoniren, zeigen oft eine größre Ueberredungsgabe, als die bündigsten Responsa in einer Disputation oder in einem examine rigoroso.

Hier ist jedoch nur von dem Falle die Rede, wo der Amtsbewerber keinen andern Vorredner hat, als sich selbst, und weder Capacität besitzt, noch ein Testimonium capacitatis aufweisen kann.

In diesem Falle also muß er zur Kunst, sich beliebt zu machen, seine Zuflucht nehmen. Wer aber in dieser Kunst etwas leisten will, der muß vor allen Dingen in der ihr untergeordneten Kunst zu schmeicheln geübt seyn.

Schmeicheln heißt: die Eigenliebe eines Menschen täuschen, indem man ihm entweder Vollkommenheiten andichtet, die er nicht

besitzt, oder indem man seine wirklichen Vollkommenheiten erhebt, und im glänzendsten Lichte darstellt.

Wohlersonnen sind aber nur solche Täuschungsmittel, welche die Absicht zu täuschen nicht durchschimmern lassen.

Wenn also z. B. ein Copist, der zum Kanzellisten erhoben seyn will, bey dem Kanzleyinspektor mit der Anrede einträte: Maecenas, atavis edite regibus! o et praesidium et dulce decus meum! so wird dies die wahre Absicht des Supplicanten zu deutlich verrathen, also wahrscheinlich den Zweck verfehlen, der Mäcenas müßte denn ein pecus campi seyn, was man doch höflicherweise nicht annehmen kann. Wenn aber ein Referendarius bey seinem erlauchten Chef-Präsidenten einträte, und bey'Anbringung seines unterthänigen Beförderungsgesuchs eine Ohnmacht heuchelte, diese aber dadurch zu entschuldigen suchte: daß er durch die Nähe des großen Mannes ganz zu Boden geschmettert

sey, so würde er schon eher den geübten Schmeichler verrathen.

Man kann annehmen, daß jeder Mensch, selbst ein Cato, Eigendünkel besitzt, und es kommt nur darauf an, diese schwache Seite an ihm auszuspüren, und zu seinen Zwecken zu benutzen.

Nur äußert er sich auf sehr verschiedene Art. Der eine bildet sich auf seine Schönheit etwas ein, der andre auf seinen Verstand, der dritte auf seine Gelehrsamkeit, der vierte auf seinen Muth, der fünfte auf seinen Geschmack, auf seinen Weinkeller, auf seine Tafel, auf seine Pferde, auf seine Equipage, auf seine Kinder u. s. w. Daß einer sich auf seine Herzensgüte etwas einbildet, gehört vielleicht zu den seltensten Erscheinungen, und diese Seltenheit gereicht der Menschheit eben nicht zum Lobe. Hiernach also lege man die Laufgräben an.

Nun giebt es zwar gewisse Herren, die

so schroff und steil wie Felsen und jeder Schmeicheley unzugänglich zu seyn scheinen. Sie scheinen es aber auch nur. Denn sicher kann man bey ihnen darauf rechnen, daß sie sich auf ihre Charakterstärke und Wahrheitsliebe etwas einbilden, weshalb man sie bey dieser Seite fassen muß.

Kluge Leute durchschauen zuweilen den Schmeichler. Bey diesen muß man die Schmeicheley in das Gewand der Tadels hüllen.

Jedermann wird sich z. B. mit Wohlgefallen einen Dummkopf nennen hören, wenn der Schmeichler sich ungefähr so ausdrückt: Da sieht man einmal wieder, daß zuweilen die klügsten Leute dumme Streiche begehen. Und der Marquis de Posa durfte es wohl wagen, zu dem Könige Philipp zu sagen:

Kann der gerechtste König denn
Mit Einemmal der ungerechtste seyn?

Denn in dieser Gattung von Tadel liegt gerade die feinste Schmeichelei, weil es den

Anschein gewinnt, als ob das darin eingewickelte Lob aus einem wahrheitsliebenden Herzen entsprungen sey. Kurz: wer sich darauf versteht, so zu schmeicheln, von dem kann man mit Recht sagen, daß er den Meistergrad in dieser Kunst erreicht habe.

Diese Fingerzeige mögen vor der Hand genügen; denn in der That ließe sich über die Kunst zu schmeicheln ein Buch schreiben, stärker als Krünitzens Encyclopädie.

Zweier Hauptpraktiken dieser Kunst will ich jedoch noch gedenken: sie heißen Dedication und Gelegenheitsgedicht.

Wer z. B. einem Finanzmann ein Werk über die vollkommenste Finanzverwaltung zueignet, und in demselben alle Maßregeln seines Mäcen als die Grundpfeiler eines unverbesserlichen Staatswirthschaftgebäudes anpreiset, der kann sicher darauf rechnen, daß man bei Erledigung eines einträglichen Postens auf ihn, als einen einsichtsvollen Mann, Rücksicht nehmen wird. Um in sol-

chem Falle den Verdacht der Schmeichelei von sich zu entfernen, thut man noch klüger, wenn man das Werk als Anonymus herausgiebt, zugleich aber eine Rezension in die Zeitungen einrücken läßt, worin man sich als den vermuthlichen Verfasser ausposaunt.

Ferner wer einem Fürsten ein dramatisches Werk zueignet, und durch gewisse eingestreute Charakterzüge eine Parallele zwischen ihm und dem Helden des Dramas aufstellt, der kann sich mit Zuversicht auf eine goldene Feder oder auf ein Hofämtchen gefaßt machen.

Von noch größerer Wirkung sind Gelegenheitsgedichte. Gereimtes und metrisch gemessenes Lob gleitet süßer als Honig herunter, und hat noch das vor dem prosaischen voraus, daß es, indem es sich dem Gedächtnisse wie eine gefällige Melodie auf immer einprägt, gleichsam einen süßen Nachgeschmack hinterläßt, und solchergestalt den Namen

des Autors in dem Andenken des Besungenen verewigt. Wer so zu schmeicheln versteht, der kann auf ein Gnadenbrod, eine Pension oder fette Secretairstelle rechnen, weil es in der That Schade wäre, das Talent eines so ausgezeichneten Stylisten verderben zu lassen.

Zu den Abarten der Schmeichelkunst gehören die Fuchsschwänzerei, Kriecherey und Speichelleckerey. Sehr vielen Menschen nemlich fehlt es an Geschmeidigkeit des Verstandes. Sie suchen daher diesen Mangel durch Geschmeidigkeit des Rückgrats und der Kniee zu ersetzen, welche, verbunden mit einem submissen Fistelton, oft gute Wirkung hervorbringt.

Die Geschmeidigkeit dieser Leute läßt sich am treffendsten mit der einer Sohle vergleichen. Wie sich diese gefallen läßt, in den Koth getreten zu werden, und solche Gunstbezeigung mit einem unterwürfigen Gekrächz erwiedert, so auch diese Kriecher und Speichellecker.

Eine zweyte Untergattung der Kunst sich beliebt zu machen ist die Unterhaltungs- und Belustigungskunst. Die Gabe der Unterhaltung besteht entweder in dem fertigen Gebrauch der Zunge, mit Erzählertalent, Darstellungsgabe, Witz und Laune gepaart, oder in gewissen höheren Kunstfertigkeiten, z. B. im Gesange, in der Declamation, in der Musik, in der mimischen Darstellung und im Tanze, oder auch in gewissen niederen Kunstfertigkeiten, z. B. im Reiten, Voltigiren, Tranchiren, Zechen, aus dem Bauche reden, wie ein Hund bellen, wie eine Katze mauen, und andern zum Zeitvertreib und zur Erschütterung des Zwerchfells gereichenden Späßen.

Wer alle diese Talente in sich vereiniget, dem kann ein einträglicher Posten nicht entstehen. Denn er läuft geradezu Sturm auf die Herzen, kein Mensch kann ihm etwas versagen; Hohe und Niedere, Männer und Frauen beeifern sich, den lieben herrli-

chen Mann zu befördern und zu poussiren. Aber gesetzt auch, daß er nur in Einer dieser Vollkommenheiten excellirte, doch wird er seinen Gönner finden. Denn große Herren bedürfen dann und wann einer Erschütterung des Zwerchfells, um ihre schweren Morgenstudien, ihren Austern- und Trüffelpastetenschmaus gehörig zu verdauen. Dann ist ihnen ein Bauchredner, der seine ventriloquistischen mit mimischen Darstellungen würzt, oft erwünschter, als ein Kopfredner, der die ernstesten Weisheitslehren predigt. Ja ich kenne einen kurzweiligen Kerl, der sich in einen Posten dadurch hineingeschlichen hatte, daß er die Capriolen und das Meckern eines Ziegenbocks nicht minder täuschend als das Yanen eines Esels nachzumachen verstand. —

Ein nicht minder zur Empfehlung gereichendes Talent ist das Kupplertalent.

Große Herren nemlich haben zuweilen gewisse ungeduldige Wünsche, deren Befriedigung so wenig Aufschub leidet, wie die

des Hungers und Durstes, und die vor dem Hunger und dem Durst noch das voraus haben, daß sie sich nicht an gewisse Stunden des Tages zu binden pflegen, sondern gleich ungestümen und unbescheidenen Mahnern zuweilen die wichtigsten und dringendsten Amtsgeschäfte unterbrechen. Daher ist den großen Herren ein solches Talent nicht selten willkommener als jedes andre, und wer damit zu wuchern weiß, der braucht um eine anständige Versorgung eben nicht bange zu seyn. Denn nicht allein, daß durch die angenehmen Dienstleistungen des geheimen Agenten oder Lieferanten ein gewisses Band der Vertraulichkeit zwischen ihm und seinem Patron geknüpft wird, welches ihm die besondere Affektion desselben sichert, so macht dies Verhältniß auch nothwendig, daß die geheimen Praktiken, um sie dem Auge vorwitziger Späher zu entziehen, hinter einem amtlichen Charakter versteckt werden, und so findet sich denn das Amt, eh' man

sich's versieht. Ich wage dreist zu behaupten, daß wenige Talente so glänzend und wahrhaft freygebig belohnt werden, als dieses.

Lassen Sie uns bei dieser Gelegenheit noch eines andern Talents gedenken, wodurch sich mancher ehrliche Mann in ein einträgliches Amt hineinschnüffelte, ich meine das Spür- oder Spionirtalent. Wie zu jeder wohlorganisirten Heerde wenigstens Ein Hund gehört, der die auffässigen und stößigen Böcke bewacht, so muß in jedem Departement, in jedem Collegio wenigstens Ein Spürhund besoldet werden, der eine genaue Controlle über die Amtsführung seiner Collegen führt; und in der That! der Staatskörper kann eher die hundert Augen des Argus und die hundert Arme des Briareus entbehren, als eine Legion solcher Spürnasen. Derjenige also, den die Natur mit einer solchen Nase begabt hat, braucht sie nur in irgend ein Departement hineinzu-

stecken, und seine Brauchbarkeit wird sogleich nach Verdienst gewürdigt werden.

Wem die Natur die Gabe sich beliebt zu machen versagte, der lege es darauf an, sich gefürchtet zu machen. Einem knurrenden Hunde pflegt man das Maul zu stopfen, damit er nicht zum Verräther werde, das ist eine bekannte Erfahrung, und mancher, der sich als einen rüstigen Beller bewährte und in dem Rufe der Beißigkeit stand, ist durch ein ihm zugeworfenes Ämtchen zum Schweigen gebracht, oder durch eine tüchtige Pension besänftiget worden. Nomina sunt odiosa.

Schließlich lassen Sie uns noch eines Beförderungsmittels gedenken, wodurch nicht wenige zum Amte gelangen. Es ist das sogenannte Hineinheyrathen, oder die Kunst, sich gleichsam durch priesterliche Copulation mit einem Amte zu vermählen. Ämtchen geben Käppchen, sagt das Sprichwort. Ich kehre es um, und sage: Käppchen geben Ämtchen. Es trift sich nemlich zuweilen, daß

ein großer Herr gewisse Verbindlichkeiten gegen die Wittwe eines Beamten oder auch gegen ein anderes Frauenzimmer zu erfüllen hat, vermöge derer es dem Verpflichteten am Herzen liegt, die Wittwe oder das Frauenzimmer bald an den Mann zu bringen. Dies läßt sich am besten dadurch bewerkstelligen, daß man die Wittwe im Amte behält, oder dem besagten Frauenzimmer zu einem Amte verhilft. In solchem Falle also haftet eine solche Person gleichsam als eine Reallast oder Servitut auf dem Amte, und wer das Amt haben will, muß auch das Onus nach allen Rechten übernehmen.

Man kann sich jedoch auch dieses Beförderungsmittels bedienen, um sich in eine Connexion oder Verwandschaft, und durch diese in den Posten hineinzurathen, und ich wette, daß unter hundert Bestallungen wenigstens zehn von dem Gott Amor ausgefertigt und von dem Gott Hymen vollzogen, untersiegelt und contrasignirt sind.

Dies, meine hochzuehrenden Herren! wären so ungefähr die Hauptmittel, wodurch man zum Amt gelangt, und ich bin von ihrer Unfehlbarkeit so fest überzeugt, daß ich mich hiemit erbiethe, einem jeden, der mir nachweisen kann, sie mit Verstand angewendet, und gleichwohl nicht praktisch erprobt zu haben, seinen Ehrensold mit landüblichen Zinsen zurück zu geben, jedoch mit Vorbehalt der Rechtswohlthat des Moratorii.

Fünfte Vorlesung.

Ueber die Kunst sich unsterblich zu machen.

Hochzuehrende Herren!

Sobald ich meine heutige Vorlesung ankündigte, erriethen Sie vermuthlich ohne übermäßige Anstrengung des Geistes, daß ich die Theorie der Kunst, sich unsterblich zu machen, aus dem Leben des großen Mannes schöpfen würde, der gleichsam als ein Fixstern erster Größe, oder doch als ein vagirender Schweifstern an dem Zenith unse-

res Jahrhunderts prangt. Von wem anders, als von diesem Selbstherrscher im Reiche der Unsterblichkeit, ließen sich auch die Grundzüge zu einer solchen Theorie entlehnen? Tief durchdrungen von dem Gefühle des Staunens, womit alles Unbegreifliche das Gemüth erfüllt, beginne ich daher meine Vorlesung mit einer Lobrede, oder vielmehr mit einem Lobgesange auf Ihn, der ein größeres Räthsel in der Geschichte dasteht, als die räthselhafte Sphynx selbst, die sich eine Kurzweil daraus machte, die Vorwitzigen, welche ihre Nüsse nicht aufknacken konnten, zu verschlingen.

Ja meine Herren! es gereicht mir zum wahrhaften Vergnügen, mich den Lobrednern des großen Mannes, deren es gottlob in unserer guten Stadt Berlin noch eine hinreichende Anzahl giebt, anzuschließen. Gestehen Sie: was sind die sogenannten 7 Wunder der Welt gegen die zahllosen Wunder, die aus der Pandorabüchse seines Ge-

nices hervorgingen? Was sind die hängenden Gärten der Semiramis, die doch vermuthlich an tüchtigen eisernen Ketten oder mannsdicken Schiffstauen hingen, gegen seine hängenden Herzogthümer, Fürstenthümer und Königreiche, die nur an einem dünnen Faden hängen? Was sind die unbeweglichen, aus plumpen Granitblöcken aufgethürmten Pyramiden, gegen die staunenerregenden Luftschlösser der Weltherrschaft, die er an den Quellen des Nil, wie an den Ufern des Tajo, der Düna, des Niemen und der Elbe aufbauete? Was sind die Irrgänge des Labyrinths gegen die Irrgänge des kunstreichen Staaten-Labyrinths, der Rheinbund genannt, aus dem er selbst, der Erfinder und Baumeister, sich ohne bedeutende Kopfstöße und Quetschwunden nicht wieder herausfinden konnte? Was sind die 100 Thore von Theben gegen die 1000 Triumphbogen, die sich, wie durch einen Zauberschlag, über seinem lorbeergekrönten Scheitel wölb-

ten, und wie Pilze, die ein Sommerregen zu Dutzenden hervortreibt, seiner Heldenbahn entsproßten? Was ist endlich der Colossus auf Rhodus gegen ihn selbst, der mit dem einen Fuß Europa, mit dem andern Afrika und Asien auf deu Nacken trat?

Ich weiß wohl, daß es jetzt zur Tagesordnung gehört, gegen den großen Mann mit allen erdenklichen Waffen zu Felde zu ziehen, und ich bin darauf gefaßt, als ein Märtyrer der Wahrheit, als ein heiliger Sebastian mich den Pfeilen seiner unzähligen Gegner bloßzustellen, indem ich meine Stimme für ihn erhebe. Aber desto größer wird der Triumph der gerechten Sache seyn, wenn es mir gelingt, die Zweifler und Ungläubigen endlich zu bekehren.

Wahr ist's: der Stern seiner Größe ist durch den widrigen Einfluß der Elemente auf einen Augenblick gebleicht, und seine unzähligen Triumpfbögen haben sich so zu sagen in niedrige Caudinische Schlagbäume

verwandelt, durch welche kaum ein französischer Voltigeur, ohne sich zu bücken, hindurchkriechen kann, geschweige denn ein Protektor und Beglücker des Erdkreises.

Aber es ist noch nicht aller Tage Abend, und lassen Sie uns Deutsche nur erst von dem Fieber geheilet seyn, woran wir nach dem Ausspruche des großen Mannes leiden, so wird er uns wieder in seiner alten Glorie stralen.

Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß wir manche seiner neueren Großthaten mit unsern philistermäßigen Begriffen von Weisheit nicht recht zusammenreimen können. Aber es ist das Schicksal alles Großen und Wunderbaren, von kleinen Geistern, die es in ihre engen Hirnkammern nicht auffassen können, bekrittelt und bespöttelt zu werden, besonders wenn der Erfolg der laut verkündeten Absicht nicht vollkommen entspricht, und es ist nur zu bekannt, daß der Witz des Pöbels sich an nichts so gern übt, als an

dem Erhabenen. Stellt einen Hercules oder Jupiter, von der Meisterhand des Phidias oder Canova geschaffen, auf dem Markte auf, und gebt Acht, ob er nicht schon über Nacht von hundert Bubenhänden bekritzelt oder gar besudelt seyn wird. Eben so geht es den Thaten großer Männer.

Gewiß, meine Herren! der Unsterbliche hat ein Inhaltschweres Wort gesprochen, als bey seinem retrograden Triumphzuge von Moskau nach Paris den glänzenden Ausspruch that, daß der Schritt vom Erhabnen zum Lächerlichen kürzer sey, als man gewöhnlich glaube. Denn wie bekannt, berühren sich in der moralischen Welt die Extreme überall, und die sublimste Weisheit gränzt mit der sublimsten Narrheit so nahe zusammen, daß man den Tempel Minervens und das berühmte Haus von Bedlam gar leicht verwechseln kann.

Es bleibt ewig wahr, meine Hochzuehrenden! daß wir einen wahrhaft großen

Mann nicht mit der Markt- und Krämerelle unsrer beschränkten bürgerlichen Vernunft und Moral messen können, sondern ihn mindestens mit einer Rheinländischen Ruthe oder geometrischen Meßkette überschlagen müssen.

Der Panzer eines Pygmäen paßt nicht auf den Körper eines Riesen, läßt Schiller den Fiesko sehr wahr und treffend sagen: Eben so passen auch unsre engen Pygmäenformen von Vernunft, Tugend und Recht nicht auf den Riesengeist eines Weltreformators.

Und hier kommen wir endlich auf einen Standpunkt, wo wir das Telescop aufstellen, und unsern Schweifstern genauer ins Auge fassen können.

Wollen wir gerecht seyn, meine Hochzuehrenden! so müssen wir bekennen, daß alle Anstrengungen und herkulischen Arbeiten des großen Mannes einzig und allein auf den erhabenen Zweck des allgemeinen Menschenwohls berechnet sind, und daß er nur in

Verfolgung dieses göttlichen Zieles die Palme der Unsterblichkeit zu erringen strebt.

Leute von beschränkter Ansicht können zwar nicht begreifen, wie das Heil der Erde sich durch das systematische Abschlachten einer Million Menschen erreichen lasse. Aber eben hierin finde ich das große Geheimniß seines Weltbeglückungsplans. Lassen Sie uns nicht länger anstehen, seinen Lobrednern beyzupflichten, welche mit einem seltenen Aufwande von Scharfsinn die höchst sinnreiche Meinung verfechten, daß er die gegenwärtige Generation, oder doch einen ansehnlichen Theil derselben nur darum opfre, um die zukünftigen Geschlechter eines bisher nie empfundenen und nie geschmeckten Glückes theilhaftig zu machen. Es giebt zwar engherzige Menschen genug, welche sich mit dieser hochsinnigen Ansicht nicht vertragen wollen, sich vielmehr gewaltig sperren und sträuben, wenn davon die Rede ist, daß sie ihre erbärmliche Existenz für das große Loos

der Zukunft in das Glücksrad einwerfen, und Gut und Blut für das Wohlseyn ihrer noch nicht ausgebrüteten Enkel opfern sollen.

Aber das ist leider ein trauriges Zeichen der Zeit, und ein Symptom der kleinlichen und höchst verdammlichen Selbstsucht, dieser Seuche des gegenwärtigen Geschlechts. Und eben von dieser Seuche oder diesem Krebsschaden uns zu heilen ist das Bestreben des außerordentlichen Mannes.

Von einem höheren Standpunkte betrachtet, erscheint er uns daher als ein großer Wundarzt, der die eine Hälfte der jetzt lebenden Generation, als ein mit einem bösartigen Geschwür oder kalten Brande behaftetes Glied wegschneidet, um die Gesundheit der andern Hälfte zu erhalten, und für die künftige Lebenszeit zu sichern. Mögen wir immerhin Ach und Weh schreyen, und über seinen chirurgischen Apparat seufzen: Er weiß besser, was zu unserm Heile dient, und setzt seinen Amputationsprozeß mit der-

jenigen kaltblütigen Fassung fort, welche den geübten Wundarzt verräth. Zweifeln Sie nicht, meine Herren! daß sein menschenfreundliches Herz bey unsern Martern blutet; aber wie wäre er wohl der große Mann, der er wirklich ist, wenn er sich dadurch abhalten ließe, dem hohen Berufe zu folgen, den die Vorsehung in seine Brust legte? Mit demselben Rechte also, mit welchem ihm der Titel eines Protektors gebührt, verdient er, ein Prosektor der Menschheit genannt zu werden.

Nicht minder groß erscheint er, wenn wir ihn als einen Geburtshelfer betrachten, der vom Himmel herabgekommen ist, um die alte Jungfrau Europa von ihrer Leibesfrucht zu entbinden. Denn wenn es wahr ist, daß der Welttheil, worauf wir leben, seiner geographischen Gestalt nach, einer Jungfrau gleicht, so ist er offenbar eine Jungfrau in Kindesnöthen, an welcher der große Accoucheur schon mehr als Einmal,

namentlich bey Eylau, Aspern, Mosaisk, Lützen, Leipzig u. s. w. — wenn gleich bis jetzt ohne den gewünschten Erfolg — den Kaiserschnitt versuchte.

Ob er Recht hat, in Deutschland die Pudenda zu suchen, wo er seine Instrumente anlegen müsse, wird die Folge lehren. Doch was auch für ein Kleines zum Vorschein kommen mag, Ihm wird immer das Verdienst bleiben, der Jungfrau die Geburtshülfe geleistet zu haben.

Ja, meine Herren! Sträuben wir uns nicht länger gegen seine Forderung, in ihm den sichtbaren und verkörperten Statthalter der Vorsehung anzubeten, der uns durch den Dornenpfad der Gegenwart in das gelobte Land einer Zukunft führen wird, in welcher Milch und Honig fleußt. Fluchen wir nicht mehr so gotteslästerlich, wenn er hin und wieder eine verwüstete Provinz auf seiner Heldenbahn zurückläßt. Gewöhnen wir uns nach und nach an die höheren welt=

bürgerlichen Ansichten seiner Bewunderer. Schwingen wir uns im Geiste auf einen Berg im Monde oder auf den Planeten Saturnus, und betrachten diese verwüstete Provinz mit Hülfe eines wohlgeschliffenen Dollond von dort aus: wie klein und unbedeutend wird sie uns dann erscheinen gegen das große Ganze, das sich vor unsern Blicken ausbreitet?

Achten wir denn darauf, wenn wir im Vorübergehen einen Ameisenhaufen zertreten? Und ist eine verwüstete Provinz viel mehr als ein zertretener Ameisenhaufen in der Bahn eines Weltbeglückers? Denn wer zweifelt, daß die Brandstätten, Schutthaufen und Leichenhügel, die seine Gegenwart verkünden, etwas anderes sind, als das Fundament, auf welchem er sein Glückseligkeitsgebäude aufzurichten gedenkt? Hat er uns nicht öfter als hundertmal in seinen Büllletins, diesen Posaunen oder Blasebälgen der Fama, wiederholt, daß der Krieg, womit er

unsern Planeten überzieht, nur gleichsam das Fegfeuer sey, durch welches der Weg zum ewigen Frieden gehe? Und müssen wir ihm, der seine Unfehlbarkeit schon so oft bewähret hat, nicht gläubig vertrauen? — Ja, meine Hochzuehrenden! Er allein ist's, der alles zum Besten kehren, und uns wie ein gigantischer Tambour major gleichsam im Sturmschritt in das Schlaraffenland einer neuen Welt einführen wird.

Und worin besteht denn eigentlich der große Jammer und das Elend, als dessen Schöpfer wir ihn anklagen, und worüber wir so entsetzlich viel Aufhebens machen? Du lieber Gott! wenn es in großen Haushaltungen nicht einmal darauf ankommt, ob einige Dutzend Eimer Wein mehr oder weniger verschüttet werden: was können dann in einer großen Staatshaushaltung, wie eine Universalmonarchie ist, einige tausend Eimer Menschenblut mehr oder weniger ausmachen? Und was ist denn der Tod, wenn

wir ihn von dem Standpunkte der Philosophie betrachten? —

Können wir denn ewig leben? Müssen wir denn über kurz oder lang nicht Alle den Weg des Fleisches gehen? Und kommt es also so groß darauf an, ob dies um ein paar Jahre früher oder später geschieht? — Auf der andern Seite: wie beneidenswerth ist nicht der Tod auf dem Felde der Ehre? Die meisten Menschen sind von ihrem Schicksale verdammt, auf dem Siechbette eines eben so ruhmlosen als langsamen und qualvollen Todes zu sterben, und können noch von Glück sagen, wenn die mitleidige Hand des Arztes ihre Martern durch die Dämpfleine des Systems und der Methode verkürzt. Dem Soldaten aber wird durch den cathegorischen Imperativ einer unvermutheten Flinten- oder Kanonenkugel ein ewiges Stillschweigen auferlegt. Im Nu wird er von der Last de Lebens befreyt, und stirbt als Held, von den Dichtern besungen, und

von dem Genius des Ruhmes im Fluge zu den Gefilden der Unsterblichkeit hinübergetragen. Ja wenn, wie wir alle wissen und zugeben, der Tod nur die Zugbrücke ist, über welche wir aus der engblockirten Festung dieses Lebens mit klingendem Spiel in die ewige Freyheit hinauswandeln: wie viel Dank sind wir dann dem großen Pförtner schuldig, daß er uns so schnell und so zahlreich nach dem himmlischen Freystaat befördert, wo wir endlich vor ihm selbst Freiheit und Sicherheit finden.

Aber betrachten wir unsern Weltbeglücker noch von einer andern Seite, und er erscheint uns als ein weiser Schulmeister und Pädagoge, der uns durch eine strenge Disciplin zu bessern gedenkt, indem er uns zu Zeiten, so zu sagen, auf Erbsen und Hecheln knieen, auf hölzernen Eseln reiten, und bey Wasser und Brot incarceriren läßt, auf daß er geduldige, zahme und gehorsame Kinder aus uns ziehe. — Es ist leider eine

traurige Erfahrung, daß wir das Andenken strenger Schulmeister erst dann segnen, wenn wir ihrer Zuchtruthe entgangen sind.

Und so fürchte ich, daß wir erst nach dem Hintritt unsers Wohlthäters ihn als solchen preisen werden. Denn was sind die Contributions-, Requisitions- und Einquartirungslasten, womit er uns zuweilen heimsucht, und worüber wir so unmanierlich schimpfen, anders, als eine weise pädagogische Maaßregel, wodurch er uns in der Tugend der Enthaltsamkeit, der Sparsamkeit und Geduld üben will? Was ist sein Continentalsystem anders, als ein Catechismus der Diät, wodurch er uns von dem Luxus, diesem Urquell aller Sittenverderbniß, entwöhnen, und uns auf die einfachen Bedürfnisse der Natur, als Wasser, Brot und Kartoffeln zurückführen will? — Ja, wenn es wahr ist, meine Herren! daß Hunger und Entbehrung die eigentliche Würze des Genusses sind: wie sehr müssen wir dann dem

großen

großen Restaurateur lobpreisen, daß er uns durch die Schule des Hungers führt, um uns in die Geheimnisse des Genießens einzuweihen.

Und wenn es nicht bestritten werden kann, daß ein jeder unangenehme Zustand nur dazu dient, uns den darauf folgenden angenehmen desto mehr zu versüßen, wie können wir dann anders, als in der etwas bittern und unschmackhaften Gegenwart gleichsam eine schwarze Spartanische Suppe zu betrachten, wodurch er uns auf die Leckerbissen der Zukunft vorbereiten will, oder als einen rauhen russischen Winter, durch den er uns in den bevorstehenden Frühling des goldnen Zeitalters einführen, oder als ein langweiliges Mästoso, womit er das lustige Allegro des künftigen Jahrhunderts eröffnen will.

Mit Einem Worte, meine Herren! Wie Krankheit nöthig zu seyn scheint, um uns

den darauf folgenden Zustand der Gesundheit erst recht annehmlich zu machen, und wie es ohne vorher erlittene Sclaverey kein wahres Gefühl der Freiheit und ohne Ermattung keine wahrhafte Süßigkeit der Ruhe giebt: so giebt es auch ohne Krieg, Elend, Pestilenz und Hungersnoth kein goldenes Zeitalter, wie wir es ohne Zweifel ehestens zu erwarten haben. Kurz: ohne einen Napoleon, der gleichsam wie ein Erzengel Michael mit feurigem Schwerte die Schwelle des Paradieses, oder doch wie ein Cerberus den Vorhof des Elysiums bewacht, giebt es weder Paradies noch Elysium. —

Und nun wollen wir ihn noch schließlich aus einem Gesichtspunkte betrachten, wo er uns in der hellsten Glorie erscheint, nemlich als Prediger der Weisheit.

Schon oben habe ich angedeutet, daß in diesem außerordentlichen Manne sich die höchste Vernunft mit ihrem Gegensatze zu

umarmen scheine. Jetzt aber will ich mich über alle seine Lobredner durch eine ganz neue Ansicht emporschwingen, indem ich behaupte, daß er manche hyperexcentrische und mit den Forderungen der gesunden Vernunft nicht ganz vereinbare Thaten nur deshalb ausführte, um alle gegenwärtigen und zukünftigen Geschlechter durch sein eignes erhabenes Beyspiel zu belehren, wie weit der menschliche Geist sich über die Grenzen der Vernunft verirren könne, oder mit andern Worten: um das Ideal des höchsten menschlichen Aberwitzes in seinem eignen Ich gleichsam zu verkörpern, und solchergestalt in sich selbst den Gegensatz seiner selbst, nemlich der sublimsten Vernunft darzustellen. Auf diese Art wollte er, so zu sagen, eine Warnungstafel in der Geschichte aufstellen, woran Mitwelt und Nachwelt lesen sollten, zu welchen fixen Ideen und bedenklichen Resultaten menschlicher Stolz und Ehrgeiz führe. — Und so

und nicht anders, meine Hochzuehrenden! müssen wir uns daher seinen Argonautenzug nach Egypten, die Hinsendung von Tausenden nach Domingo, um sie dort von seinen schwarzen Collegen abschlachten zu lassen, seine Völkerwanderung nach Moskau, und seinen Kreuz- und Krebszug nach Hispanien erklären. So und nicht anders müssen wir seine Universalmonarchie, sein Blockadesystem, diesen Triumph der menschlichen Erfindungskraft, seine Herzogthümer in partibus infidelium, und tausend andere Produkte seines schöpferischen Geistes übersetzen.

Dem Verdienste seine Kronen! Wenn je einem Sterblichen die Palme der Unsterblichkeit gebührte, so ist Er es, der selbst die stralendsten Lichter der Vorzeit, Attila, Dchingischan, Tamerlan, Genserich und wie sie alle heißen, überstralt und als bleiche Nebelflecke hinter sich zurückläßt. — Ja, meine Herren! Er allein ist's, der den

künftigen Generationen als ein unerreichbares Vorbild auf dem Pfade des Ruhmes vorleuchtet, und gleichwie die Bildsäulen des Laokoon, des Borghesischen Fechters und des Belvederischen Apollo den Bildnern auf ewige Zeiten zum Muster dienen werden, woran sie ihren Kunstsinn üben: so werden die Helden und Weisen künftiger Jahrhunderte aus der Geschichte des großen Mannes lernen, wie man es anfangen müsse, um sich zum Tempel des Nachruhms und der Weisheit emporzuschwingen.

Und hier ist endlich der Ort, wo wir auf eine geschickte Art zu unserm Thema: wie man zur Unsterblichkeit gelangt, übergehen können.

Wenn wir einen forschenden Blick in dem Felde der Geschichte umherwerfen, so werden wir bald inne, daß die eigentlichen Inhaber der Unsterblichkeit jene Starkgeister waren, welche das Oberste zu Unterst kehrten, alles über einander warfen, viel Ge-

räusch machten, oder um mit der Zunge eines großen Dichters zu sprechen, die Erde mit mächtigem Schall füllten; also die Urheber gewaltiger Erschütterungen, Zerrüttungen, Explosionen und Verwirrungen in der gesellschaftlichen Ordnung.

Schon durch ganz einfache Erscheinungen in der physikalischen Welt bestätigt es sich, daß alles, was einen Knall und Mißton giebt, länger nachhallt, als ein sanftes Getön oder eine Harmonie. Eine zerspringende Quinte z. B. oder ein Faustschlag auf den Resonnanzboden, wodurch er zertrümmert wird, erhält sich noch einmal so lange in unserm Ohr, als die Harmonie, die dadurch unterbrochen wurde. Der Kanonendonner einer Schlacht und der Wassersturz des Niagara und Rhein brausen noch Jahrelang in unsrer Erinnerung, wenn der Gesang einer Nachtigall, oder das Plätschern eines sanft vorüberfließenden Strohmes schon längst in ihr verhallt sind. Eben so verhält

es sich mit dem Geknalle und Gebrause in der moralischen Welt.

Eine heroische That, z. B. ein Straßenraub oder ein Todtschlag, erhält sich bey weitem länger in unserm Gedächtniß als eine stille wohlthätige Handlung, z. B. die Speisung eines Hungrigen, die Heilung eines Kranken oder Verwundeten, die Verpflegung einer verarmten Familie.

Ferner: die Einäscherung eines Dorfes oder einer Stadt mit dem Gewimmer und Angstgeschrey der Bewohner steht noch immer als ein grelles Bild in der Manier des Höllenbreughel vor unsern Augen, wenn wir die friedliche Begebenheit ihrer Erbauung schon längst vergessen haben.

Aus demselben Grunde wird ein Cartouche, Käsebier und Schinderhannes, oder wie sie alle heißen, jene kleineren Inhaber der Unsterblichkeit, noch lange in unsrer Erinnerung leben, wenn der frommen, friedsamen Bürger, die sie beraubten, bestahlen,

knebelten, erdrosselten und todtschlugen, oder deren Häuser sie in Brand steckten, nicht mehr gedacht wird, ja die Erzählung jenes Triumphzuges, wo ihre Zeitgenossen sie in den Tempel der Unsterblichkeit einführten, und dort auf die höchste Staffel des Ruhmes erhoben, wird sich durch mündliche und schriftliche Tradition auf die spätesten Enkel fortpflanzen.

So lebt noch jtzt der Name des Herostratus, der den Tempel der Diana zu Ephesus verbrannte: aber der Name deß, der ihn erbaute, ist nicht so bekannt. So wissen wir noch jetzt, daß es ein Römischer Feldherr Mummius war, der Corinth mit allen seinen herrlichen Kunstwerken zerstörte und deshalb wohl verdient hätte, zum Marschall und zum Herzog von Corinth erhoben zu werden: aber wer die Schöpfer dieser Kunstwerke waren, ist nicht bekannt. So wissen wir noch jetzt, daß es der Kalif Omar von Bagdad war, der die unvergleichliche Alexan-

drinische Bibliothek verbrannte: aber die Schöpfer dieses Weisheitsmagazins werden nicht mehr genannt. So gedenkt die Geschichte noch jetzt der Großthaten des Timur und Cambyses und aller jener großen Poltergeister, die die Welt zusammenrüttelten, aber der friedfertigen, Ackerbau treibenden Könige von Egypten wird nicht mehr gedacht. Und so wird das Gedächtniß unsers Helden ohne Zweifel noch nach Jahrtausenden leben, wenn wir alle, denen er mit Contributionen und Einquartirung, mit Feuer und Schwerdt gar wacker zusetzte, und die wir unsern Ruhm nur in möglichst treuer Erfüllung unsrer Bürgerpflichten, namentlich in geduldigem und philosophischem Tragen der uns auferlegten Einquartirungslast suchen, schon längst wie ein Tropfen Wasser in dem Ozean der Zeit zerronnen seyn werden.

Wir können daher als Grundregel feststellen: daß das Geheimniß der Unsterblich-

keit nicht im Aufbauen, sondern im Niederreißen, nicht im Schaffen und Erhalten, sondern im Zerstören und Verderben, nicht im Heilen und Verbinden, sondern im Verwunden und Todtschlagen besteht.

Denn wie wir bey dem Anblick eines Ermordeten nicht fragen: wer hat ihn gezeugt? sondern: wer hat ihn ermordet? so werden wir auch bey dem Anblick einer eingeäscherten Stadt eher die Frage aufwerfen, wer sie eingeäschert, als wer sie erbauet hat, und bey dem Anblick eines zerstörten Reichs uns eher erkundigen: wer es zerstört, als wer es gegründet und blühend gemacht hat. Wer daher nach der Krone der Unsterblichkeit ringt, der muß nicht etwa darauf ausgehen, Staatsgebäude zu befestigen oder zu gründen, sondern sie niederzureißen. Je älter, ehrwürdiger und erhabener das Gebäude ist, desto größer wird das Krachen seyn, das seinen Einsturz begleitet, desto größer das Aufsehen, das dadurch erregt wird, desto

größer der Ruhm des Zertrümmerers. Die tausendzüngige Fama wird den mächtigen Schall augenblicklich von einem Pol zum andern tragen, alle Zungen werden davon lallen, alle Köpfe, besonders die Hohlköpfe, werden davon wiederhallen; alle Esel, besonders die tiefsinnigen philantropischen Esel, werden laut aufwiehern, und verkünden: sehet da den Mann des Jahrhunderts! sehet da, den Weltreformator, der das alte Gothische Gebäude einstürzt, um ein neues, im edlen novantiken Styl an seine Stelle zu setzen. Aus allen Druckereyen wird es Feuerbrände, Pechfackeln und Pechkränze auf das arme Gebäude herabregnen, und alle Buben werden sich zusammenrotten, den Moment seines Einsturzes mit ihrem Geschrey zu begleiten und solchergestalt die Unsterblichkeit dessen, der es niederreißt, zu befördern.

Und weil Niederreißen leichter ist als Aufbauen und die Menschen mehr Gefallen

an dem ersteren als an dem letzteren zu finden pflegen, so wird sich bald eine Legion dienstbarer Geister zusammenthun, um mit Hand anzulegen.

Will man die Wirkung verstärken, so muß man die Bewohner des Gebäudes mit unter den Trümmern begraben. Denn das Zetergeschrey derselben macht gleichsam ein Unisono, welches in den Hymnus der Unsterblichkeit einstimmt, und ihn zu einer Cantate im großen Styl, zu einem Halleluja oder Gloria in excelsis erhebt.

Versteht man sich nun vollends darauf, aus den Trümmern des verschütteten Gebäudes irgend einen neuen Wunderbau aufzuführen, z. B. eine kühne Bergstraße, einen Meerverbindenden Kanal, einen Flottebergenden Seehafen: dann setzt man seiner Unsterblichkeit die Krone auf.

Auch eine Anzahl Luftschlösser, wie ich deren in dem Eingange meiner Vorlesung gedacht habe, thun gute Wirkung. Je höher

sie an die Sterne ragen, mag ihr Fundament auch noch so luftig seyn, desto mehr Aufsehen werden sie machen, desto größer wird der Ruhm des Erbauers seyn. Die sogenannten Bauverständigen werden zwar die Köpfe dazu schütteln, und den Baumeister einen Wahnsinnigen schelten. Aber es ist nur zu gewiß, daß es gerade der Wahnsinn ist, welcher oft die Krone der Unsterblichkeit aufsetzt. Was hat z. B. den Kaiser Caligula in der Geschichte so sehr verewigt, als der Einfall, seinen Schimmel zum Römischen Bürgermeister zu ernennen, und die berühmte, eben so kostbare als unnütze Kunststraße durch das Mittelländische Meer zu führen? — Und was sichert unserm Helden die Unsterblichkeit mit größerer Gewißheit, als sein Römischer Windelkönig, und die Einführung des Blockadesystems, welches gewissermaßen eine luftige Kunstbrücke über den Kanal La Manche genannt werden kann, über welche der erfinderische Bau-

meister, in Ermangelung einer soliden Schiffsbrücke, nach England hinüberzumarschiren, und den ewigen Feind des Continents zu überwältigen gedachte.

Und nun, meine Hochzuehrenden! lassen Sie uns schließlich noch ein Vorurtheil bekämpfen, welches manchen Prätendenten der Unsterblichkeit abschreckt, sein glorreiches Ziel zu verfolgen. Es ist nemlich die Besorgniß, das Ziel zu verfehlen, oder die Furcht vor einem schlimmen Ausgange. O lasse sich doch ja niemand von dieser grundlosen Furcht beherrschen. Denn wie auch der Ausgang seyn mag, und ob der Held seine Bahn auf dem Schaffot oder in einem Mausoläum beschließen möge: die Unsterblichkeit bleibt ihm immer gewiß, und es läßt sich jederzeit annehmen, daß derjenige, der am Galgen stirbt, denjenigen, der in einem sogenannten ehrlichen Grabe sein Ende findet, wenigstens um ein halbes Jahrhundert überlebt.

Sechste Vorlesung.

Über die Pantoffeltaktik, oder über die Kunst die Männer zu unterjochen.

Meine hochzuehrende Herren!

Wenn die heutige Vorlesung die beabsichtigte Wirkung erreichen soll, so muß ich Sie ersuchen, gleichsam aus sich selbst herauszutreten, und sich vorzustellen, als ob Sie einen Kreis junger Schönen bildeten, welchem ich, eine alte erfahrne Matrone, oder ein weiblicher Professor, eine Vorlesung über die Taktik des Pantoffels halte.

Meine schönen Freundinnen!

Der Pantoffel ist ein altes und in der That sehr treffendes Symbol der Frauenherrschaft, ja es liegt vielleicht ein tieferer Sinn in diesem Sinnbilde als in der allegorischen Darstellung der Erde durch das Bild der Göttin Isis, oder in der Versinnlichung der Ewigkeit durch einen Schlangenring. Betrachten wir den Pantoffel aus welchem Gesichtspunkte wir wollen: überall werden wir die Grundzüge der sanften Frauengewalt in ihm wiederfinden.

Die hervorstechendste seiner Eigenschaften ist die, daß er sich an den Fuß anschmiegt, ohne ihn zu pressen und zu klemmen, besonders wenn er gefuttert und wattirt ist.

Eben so schmiegt auch das Frauenjoch sich dem Nacken des Mannes so sanft und unmerklich an, daß tausende von Männern es tragen ohne es zu fühlen, ja ohne es nur zu wissen. — Und hierin, meine Liebenswürdi-

gen! offenbart sich eben der Vorzug der weiblichen Herrschaft vor der männlichen. Denn ein Joch, das man nicht fühlt, ist bekanntlich gar kein Joch.

Eine zweyte Haupteigenschaft des Pantoffels ist seine Leichtigkeit. Was trägt sich leichter als ein Pantoffel? Jeder Mann ist von dieser Wahrheit durchdrungen. Denn sobald er heimkehrt, hat er nichts angelegentlicheres zu thun, als sich der drückenden Last seiner Stiefel zu entledigen, und in die eben so leichten als warmen Pantoffel hineinzuschlüpfen. Sehen Sie da ein Bild des leichten Ehejoches, das der Mann eben so bereitwillig gegen die Last des sogenannten ledigen Standes eintauscht, in welchem er doch nur ein Sclave seiner Begierden ist.

Und wer bestreitet, daß das Ehejoch unter allen Jochen das leichteste sey? wer bestreitet, daß die sanfte Gewalt, womit wir die Männer beherrschen, die einschmeichelnden Bitten, die schmachtenden Blicke, die

honigsüßen Küsse, die schmelzenden Thränen und die herzbrechenden Seufzer, womit wir ihren Starrsinn erweichen, aus einem zarteren Stoffe bestehen, als das Toben und Wüthen der Männer, und der rauhe gebietherische Ton, womit sie Gehorsam von uns fordern?

Eine dritte Eigenschaft des Pantoffels ist seine abgerundete Form und die damit verbundene Sanftheit seines Dr ckes. Zwar giebt es eine gewisse Gattung der Pantoffel mit spitzigen Absätzen, welche allenfalls den härtesten Mannsschädel zu durchbohren im Stande wären, und deren Tritt, besonders wenn er auf ein Hühnerauge gerichtet ist, Thränen des bittersten Schmerzes und herzzerreißende Wehklagen auszupressen im Stande wäre: aber selbst in dieser furchtbarsten Gestalt bleibt er immer noch ein sanftes Instrument gegen einen plumpen, eckigen und colossalen Mannsstiefel, zumal wenn er mit scharfen Sporen und Nägeln

bewaffnet ist. Gleichwie uns also der Pantoffel den sanften Druck der weiblichen Herrschaft eben so treffend als schön und zart versinnlicht, stellt sich uns der Mannsstiefel als ein eben so treffendes Symbol der rauhen Männergewalt dar, und in der That, geliebte Zuhörerinnen! wenn ich zuweilen Zeuge der furchtbaren Verheerungen bin, die ein solcher Stiefel in der civilisirten Welt anrichtet, indem er hier ein Stück von einer Schleppe mit sich fortnimmt, dort einen Theetisch mit dem ganzen zerbrechlichen Zubehör von Porzellanaufsätzen, Theemaschinen und Tassen umreißt: so ergreift mich der gerechteste Unwille.

Eine vierte Eigenschaft des Pantoffels endlich ist seine muntere musikalische Laune, die er auch mit dem Ehepantoffel gemein hat. Denn wie es Pantoffel giebt, welche jeden Schritt durch das Schurren und Knarren der Sohle, oder durch das Klippen und Klappen des Absatzes begleiten, und dadurch

eine gewisse Musik in die Eintönigkeit des Ganges bringen, so giebt es auch Frauen, welche die Monotonie des Ehestandes in ein lustiges Duett zu verwandeln wissen, indem sie zuweilen mit weiblichen Moll- und Durtönen so laut und anhaltend dazwischen trillern und fistuliren, daß der männliche Baß zuletzt gänzlich verhallt.

Nur in Einer Eigenschaft hält der Pantoffel keine Vergleichung mit dem Ehejoche aus. Dies ist nemlich die Bequemlichkeit, womit man eben so leicht heraus- als hineinschlüpfen kann. Mit dem Ehejoche verhält es sich bekanntlich anders. Wer seinen Nacken Einmal unter dasselbe gebeugt hat, der schüttelt es nicht so leicht wieder ab, wie man einen Pantoffel von dem Fuße schleudert. In dieser Beziehung gleicht daher das Frauenjoch eher einer sogenannten Fidel, einem Spanischen Mantel, oder auch einem Genten, Strafinstrumenten, womit man einst den Nacken hartnäckiger Subjecte

zu erweichen wußte, die jedoch wie manches andere Gute aus dem Gebrauche gekommen zu seyn scheinen. — Doch wieder auf besagten Pantoffel zu kommen: es ist daher recht zu bedauern, daß er sich hierin eine Abweichung von seinem sinnbildlichen Charakter erlaubt, und es wäre wohl zu wünschen, daß man ihn durch irgend einen Schnepper oder Klemmer auch in dieser Hinsicht dem Ehepantoffel ähnlich zu machen suchte.

Nach dieser Pantoffelapologie, meine schönen Freundinnen! werden wir hoffentlich nichts so sehr in der Ordnung der Natur gegründet finden, als die Erscheinung, daß das männliche Geschlecht seit Anbeginn der Welt unter dem Pantoffel stand. Greifen wir nach dem ersten besten Geschichtsbuche und wir finden diese Behauptung auf jedem Blatte bestätigt. Schlagen wir z. B. die Bibel auf, die doch am umständlichsten erzählt, was bey den Menschen am Anfang der Tage sich zutrug. Schon auf dem ersten Blatte stoßen

wir auf unsern Urvater Adam, welcher recht ordentlich unter dem Pantoffel stand. Denn wie hätte er sich sonst durch Evas Lockungen verführen lassen, von der verbotenen Frucht zu naschen, und durch Uebertretung des göttlichen Verbots sich und uns alle leichtsinnigerweise um das Paradies zu bringen?

Wie Simson unter dem Pantoffel stand, ist weltkundig. Ja ich zweifle keinen Augenblick, daß wenn Delila ein Gelüst nach seinen Ohren gehabt hätte, wie sie es nach seinen Haaren hatte, er sich eben sowohl seine Ohren, oder gar seine Nase hätte abschneiden lassen. Wenigstens bemerken wir heut zu Tage mehr als Einen Simson, der unserm Geschlechte nicht allein seine Haare, sondern auch seine Nase, ja sogar seinen Verstand opferte. Aber das ist noch nichts gegen den König Ahasverus, welcher dermaßen unter dem Pantoffel stand, daß seine Jüdische Prima Donna, die Comteß Esther, ihm nur in dem Bart zu krauen brauchte,

um ihn dahin zu bewegen, daß er das eben erst aus der Presse gekommene Abschlachtungsmandat gegen die Jüden nicht allein widerrief, sondern sogar den Juden die Freyheit gab, alles was nicht ihres Glaubens war, todtzuschlagen.

Aber es würde uns zu weit führen, meine Liebenswürdigen! wenn wir das ganze Feld der Geschichte durchwandern wollten, um Beyspiele der Pantoffelherrschaft zu finden.

Nur das kann ich nicht zu bemerken unterlassen, daß die Griechen, jenes tapferste, weiseste und gebildetste aller Völker, mehr als jedes andere diese Herrschaft anerkannten, indem sie sogar den Vater der Götter und Menschen, den Herrscher im Donnergewölk, Zeus, der sanften Gewalt des Pantoffels unterwarfen, wie die Olympischen Götterconferenzen beweisen, die uns der alte Barde Homeros so launig und treffend schildert, und in denen bald die blauäugige Cy-

there, bald die farrnäugige Häre als Meisterin vom Stuhl glänzte, und den Sieg über das Herz und die Vernunft des Olympischen Pabstes davontrug. Was dieser Jupiter für ein arger Hörnerträger war, will ich nicht einmal gedenken, und wenn die Bildner dem Jupiter Ammon Hörner aufsetzten, so geschahe das ganz von Rechts wegen. — Meines Erachtens schießen daher die Alterthumsforscher sehr fehl, wenn sie in diesen Ammonshörnern ein Symbol der Stärke suchen; denn mit gleichem Rechte könnte man die Hörner eines jeden andern Hahnreys für Symbole der Stärke gelten lassen.

Daß Herkules, jener Griechische Simson, seiner Eheliebsten zu gefallen, sich am Spinnrocken niederließ, weiß jeder Schulknabe. Aspasias Pantoffelregiment ist nicht minder bekannt. Auch Xantippe verdient einer rühmenden Erwähnung, und es ist gewiß der schönste Triumph unsrer Allmacht, daß der

wei-

weiseste Mann seines Zeitalters, er, der weder Menschenfurcht noch Todesfurcht kannte, vor dem Pantoffel eines Weibes erzitterte. Aber in der ganzen Geschichte giebt es keinen sprechenderen Beweis für die Macht des Pantoffels, als die Erscheinung, daß gerade zu der Zeit, wo die Menschheit unter dem Pantoffel Gregors des 7ten seufzte, dieser eben so schlaue als störrische Kirchennapoleon wieder unter dem Pantoffel seiner Freundin, der bekannten schönen Mathilde stand, so daß eigentlich der ganze Erdplanet mit allen seinen Kaisern, Königen und Helden einem weiblichen Pantoffel unterworfen war.

Daher die schwärmerische Verehrung, welche zu allen Zeiten dem Pantoffel widerfuhr, und es muß uns daher nicht wundern, wenn wir hören, daß ein wegen seiner Galanterie und feinen Sitten rühmlich bekanntes Nachbarvolk, die Polen, einen Gebrauch bey sich eingeführt haben, der diese Verehrung gar treffend symbolisirt.

Bey ihren Trinkgelagen nemlich versieht ein Frauenpantoffel, oder eigentlich, was im Grunde auf eins herauskommt, ein Frauenschuh die Stelle eines Pokals, indem er, bis an den Rand mit Wein gefüllt, von einem Munde zum andern circulirt, und von allen anwesenden Männern auf das Wohl des schönen Geschlechts geleert wird. In der That! wenn es je einen fremden Gebrauch gab, welcher von dem männlichen Theile unsers Volks, dem allezeit fertigen Nachäffer fremder Moden, Sitten und Gebräuche, aufgenommen zu werden verdient, so ist es dieser, und ich behalte mir vor, diesen wichtigen Gegenstand in einer unsrer nächsten Theeconferenzen zur förmlichen Discussion zu bringen, damit er die Weihe eines Gesetzes erhalte.

Es wäre daher in der That nicht zu verwundern, wenn einmal ein Volk auf den Einfall geriethe, in seinen Kirchen das Bild eines goldnen Pantoffels aufzustellen, und es als ein verkörpertes Symbol der Gottheit

anzubethen. Denn, wenn es Philosophen gegeben hat, welche das höchste Wesen durch eine Kugel oder durch einen Würfel versinnlichten, warum sollte nicht einer unsrer neueren Philosophen einmal auf das Resultat gerathen, daß dieses Wesen die Gestalt eines Pantoffels habe. Auch läßt sich nicht läugnen, daß zu dieser Art der Gottesverehrung schon ein guter Grund gelegt ist, weil mancher Ehemann bey dem Anblick des weiblichen Pantoffels von denselben Ehrfurchtsschauern durchdrungen wird, welche den rechtgläubigen Katholiken bey dem Anblick des päpstlichen Pantoffels erfüllen.

Aus allen jenen historischen Thatsachen, meine schönen Freundinnen! ziehe ich nun die Folge, daß weder der Verstand, noch das Eisen, noch das Gold, noch, wie der Wachtmeister in Wallensteins Lager behauptet, der Stock die Welt regiert, sondern einzig und allein der Pantoffel.

Daher ist denn auch nichts erklärbarer

als die ungeheuern Revolutionen, welche dieses dem Anscheine nach so unschuldige Ding in der moralischen und politischen Welt hervorgebracht hat. Gehen wir den merkwürdigsten Begebenheiten der Geschichte auf den Grund, und wir werden überall die Bestätigung finden, daß sie durch den Pantoffel motivirt wurden. Ich will nicht etwa der Großthaten gedenken, welche einst Weiber durch die Kraft ihres Armes unmittelbar ausführten. Nichts also von den streitbaren Amazonen, nichts von den Heldenthaten einer Penthesilea, Camilla, Clorinde, Jeanne d'Arc und Corday. Mannweiber wie diese, erscheinen mir als moralische Ungeheuer, welche aus der Rolle fielen, und mit ihrer bessern Natur im Widerspruche standen, weil wir Frauen nicht durch rohe männliche Kraft, sondern durch die sanfte, aber desto stärkere Gewalt weiblicher Schönheit und Klugheit herrschen sollen.

Andre Muster der Geschichte sind's,

welche uns den Beweis geben, daß wir Weiber von je her die Triebfedern großer Begebenheiten, die Angeln, um welche sich die moralische Welt drehte, oder doch die Zankäpfel waren, um welche die Männer sich rauften und todtschlugen. Und eben diese weibliche Gewalt ist's, welche ich hier mit dem Ausdruck Pantoffel bezeichnen will, indem ich darunter nicht etwa den Pantoffel im engeren Sinne, oder den Ehepantoffel, sondern den Pantoffel im weiteren Sinne verstehe, das heißt, den ganzen Inbegriff der Gewalt, womit unser Geschlecht das männliche beherrscht, gleichviel ob in oder außer der Ehe.

Was anders, frage ich, gab die Veranlassung zu der Zerstörung Trojas und zu dem Tode so vieler Helden, als die Schönheit Helenas? Und wenn wir den Faden der Geschichte weiter verfolgen: was anders war die Ursach zur Gründung der Trojanischen Colonie in Hesperien, und zu der

daraus hervorgehenden Römerherrschaft über die Welt, als die siegreiche Macht der Schönheit eben jener Helena? Wir kommen daher ohne große Schwierigkeit auf das Resultat, daß zwey schöne Weiberaugen, oder mit andern Worten der Pantoffel, die Ursach einer totalen Veränderung in der politischen Welt waren.

Ferner: was anders stürzte den uralten Königsthron des Romulus? Was anders gründete den Römischen Freystaat, als die Reize und Thränen der Lukrezia? Was anders entzweyte die Häupter Roms und goß Öl in die Flamme des verheerenden Bürgerkrieges, als Cleopatra's Zauberey? Und soll ich der Allmacht gedenken, womit die Schottenkönigin Maria Stuart die Männer beherrschte, und der blutigen Fehden, welche sie veranlaßte? Soll ich der schönen Camilla Caffarelli gedenken, jener Urheberin der blutigen Verschwörung der Pazzi gegen die Medizeer in Florenz? Soll ich ausführen,

welchen Einfluß der Pantoffel auf die verhängnißvollen Ereignisse des siebenjährigen Krieges hatte?

Jedes Blatt der Geschichte, meine schönen Zuhörerinnen! ist eine Urkunde, welche laut für die Behauptung spricht, daß der Pantoffel die Welt regiert.

Doch was fragen wir die Geschichte der Vergangenheit, wenn alles, was wir täglich um uns sehen und hören, für diese Behauptung spricht?

Wer anders als der Pantoffel ist der Stifter der meisten Händel des gesellschaftlichen Lebens? Nichts von Ehezwisten! Daß der Pantoffel es ist, welcher diese Schlagschatten in das flache Gemälde der Ehe hineinbringt, ist zu bekannt, als daß es einer Erwähnung bedürfte. Von Händeln andrer Art ist hier die Rede. Wäre es mit unsrer weiblichen Würde verträglich, uns zu den Lustbarkeiten des gemeinen Haufens hinabzusenken, uns in ihre tobenden Tänze

und Trinkgelage zu mischen, und den Raufereyen, womit sie sich gewöhnlich enden, auf den Grund zu forschen, so würden wir die Erfahrung machen, daß die unzähligen Wunden und Beulen, welche man dort erndtet, in der Regel dem weiblichen Pantoffel zu Ehren geschlagen werden, und eben so viele Zeugen seiner Triumphe sind. — Wenn das aber schon bey dem grünen Holze geschieht, was soll man dann erst an dem trocknen erwarten? Und in der That! was ist die gewöhnliche Veranlassung der ritterlichen Zweykämpfe, worin unsre jungen Cavaliere einander die Hälse brechen? Ist es nicht der Vorzug, den ein Paar schöne Augen dem einen oder dem andern gaben? — Ist es also nicht der Pantoffel im weiteren Sinne? Ich wage zu behaupten, daß ohne den Impuls des Pantoffels wenig oder gar nichts Großes in der Welt geschehen würde. Denn ohne den Beyfall des schönen Geschlechts, ohne den Preis der weiblichen

Schönheit verliert der männliche Ehrgeiz seinen schärfsten Sporn. Man frage unsre jungen Helden. Was schmeichelt ihrem Ehrgeize mehr: die Lobrede, mit welcher der Vorgesetzte ihnen das eiserne Kreuz ertheilt, oder das Wohlgefallen, welches aus den Augen schöner Mädchen leuchtet, wenn sie, mit dem Zeichen der Tapferkeit geziert, in die eroberte Stadt einziehen? — —

Doch nicht allein in Händeln und Fehden aller Art offenbart sich die Macht des Pantoffels, sondern in jedem andern Verhältnisse. Was ist die Seele des häuslichen Lebens? — Der Pantoffel. Was hat auf die Erziehung der Kinder, auf die Wahl ihrer Lebensart den entscheidendsten Einfluß? — Der Pantoffel. Wer stiftet und trennt die meisten Ehen? Der Pantoffel, der hier in der That so oft wiederkehrt wie Kasems Pantoffeln. — Ferner, wer ist die Triebfeder der meisten geselligen Vergnügungen und Unterhaltungen, der meisten Feste und Lust-

barkeiten, der meisten Bälle und Maskeraden? Wer ist die Seele des Theaters? Wer belebt die Künste, den Handel und die Fabriken? — Der Pantoffel. Denn, wenn es nicht das weibliche Geschlecht ist, was vermöchte sonst dem geselligen Vergnügen Würze, dem Luxus, der Mode und der Begeisterung des Künstlers Spoin zu geben? — Ohne uns, meine schönen Freundinnen! wäre die Erde eine öde Steppe, ohne uns würden die Männer weder Lust haben zu arbeiten, zu schwitzen und zu kämpfen, noch zu tanzen, zu singen und zu trinken. Mit Einem Worte: ohne uns würden sie entweder vor Langerweile sterben, oder einander aus Lebensüberdruß todtschlagen.

Und nun komme ich endlich auf einen Punkt, der von wenigen recht beachtet wird, wiewohl sich hier der Pantoffel um desto wirksamer zeigt, je mehr er hinter der Coulisse agirt, nemlich auf die Einwirkung des Pantoffels in das innere Staatsleben. Ich

behaupte nemlich, daß er nicht wenig dazu beyträgt, das Getriebe der Staatsmaschine in Bewegung zu erhalten. Nur muß man Augen haben um zu sehen, und Kopf, um zu begreifen.

Durch wen, frage ich, werden so manche Ämter besetzt, so manche Ehren und Würden ausgetheilt? Durch wen werden so manche wichtige Prozesse geschlichtet? Wer ist die Ursach, daß so manches Gesetz durchlöchert wird? — Wieder der Pantoffel. Fragen Sie einmal diesen oder jenen wohlbesoldeten Staatsbeamten, wem er seinen Posten zu verdanken habe. Ist er sonst aufrichtig, so wird er Ihnen antworten: dem Pantoffel, Ich wage zu behaupten, daß eben so viele Beamte aus dem Pantoffel, als Pilze aus dem Schlamme hervorgingen. Ich wage zu behaupten, daß, so lange die Welt steht, jedesmal der zehnte Beamte seine Entstehung dem Pantoffel verdankte, daß jedesmal das zehnte Patent mit dem Pantoffel untersiegelt

wurde. — Und das von Rechtswegen. Denn seit Menschengedenken hat dieses Instrument die Stelle eines Pettschafts vertreten, und wenn Kaiser Carl der Große, oder wer es sonst war, sich seines Degenknopfs zum Untersiegeln bediente: so finde ich es noch bey weitem origineller und empfehlungswerther, wenn unsere Männer sich hin und wieder eines Pantoffels zum Untersiegeln der Bestallungen und Sentenzen bedienen. —

Durch alle diese Beweisgründe, meine schönen Freundinnen! ist hoffentlich die Souverainität des Pantoffels in das hellste Sonnenlicht gesetzt. Wenn daher zur Eva gesagt ward, und noch itzt Eva's Töchtern wiederholt wird: Er soll dein Herr seyn! so nimmt man dies billig nur für einen höflichen Scherz. Denn indem Eva die Macht erhielt, den Mann zu beherrschen, von welcher sie auch früh genug Gebrauch machte, so erhielt sie zugleich stillschweigend das Recht, ihn unter den Pantoffel zu bringen.

und hat dies gesetzmäßig auf ihre Töchter vererbt.

Wie sehr fällt es also ins Lächerliche, wenn die Männer, indem sie ihren Nacken unter unser Joch beugen, unaufhörlich auf ihre sogenannte Oberherrschaft, auf ihr sogenanntes Hausregiment pochen!

Ich frage: was habt ihr eingebildeten Herren der Schöpfung denn vor uns Weibern voraus, als eure rohe Körperkraft? Ha! wenn diese den Herrn der Schöpfung zu erkennen gäbe, wie tief stände dann der Mensch unter dem Elephanten? wie bald würde dann der Bär Meister über den Bärenleiter, und das Roß über den Reiter werden? — Wisset, ihr Herren der Schöpfung! daß Wir es sind, denen die gütige Mutter Natur den Vorzug der allesbesiegenden Schönheit, des gewandten, schnell fassenden Verstandes, ja sogar der Charakterstärke gab, auf welche ihr euch so viel zu Gute thut. Denn jedesmal, wenn es einen ernst-

haften Kampf um die Behauptung des Hausregiments gilt: wer wird die Oberhand behalten? — Das Weib.

Ja, hört es, ihr Thoren! — Uns — uns hat die Natur zu Herren der Schöpfung gestempelt. So lange die Welt steht, hat das Weib durch einen geheimen, aber desto stärkeren Zauber über euch geherrscht. Ihr allein seyd die Unterthanen, Ihr allein seyd das Spielwerk und die Affen des Weibes — —

Doch ich merke, daß ich anfange, mich zu erhitzen, und das schadet der Nüchternheit, welche eine so wichtige und ernste philosophische Untersuchung erheischt. —

Herrschen ist süß, meine Freundinnen! und wir wollen diese Süßigkeit im vollen Maaße empfinden. — Aber verhehlen wir es uns nicht: Unsere Herrschaft gleicht der der Jesuiten und Juden in mancher Hinsicht, besonders aber in der, daß sie sich nicht offen ankündigen darf. Denn wie die Je-

suiten durch die Macht des Verstandes, die Juden aber durch die des Geldes von je her eine unläugbare, wenn gleich versteckte Herrschaft übten, oder noch üben: so muß es auch unser Augenmerk seyn, die Männer stets in dem Wahne zu bestärken, daß sie Uns beherrschen, um sie so desto sicherer unter dem Pantoffel zu halten. Hierin besteht meines Erachtens das ganze Geheimniß des Frauenregiments, und der Schöpfer selbst hat uns durch die oben angeführten Worte, die er zu unsrer Urmutter sprach, einen Fingerzeig gegeben, daß der Pantoffel nicht offen, sondern nur unter der Decke spielen soll.

Ich werde mich bemühen, meine schönen Freundinnen! Ihnen die Grundzüge einer weisen Frauenherrschaft in dem übrigen Theile meiner Vorlesung vor Augen zu legen, und da ich voraussetzen darf, daß einem großen Theil unsers Geschlechts damit gedient sey, so werde ich diese Lehre zu seiner

Zeit unter dem Titel: Theorie der Pantoffeltaktik, oder die Kunst, die Männer zu unterjochen und zu beherrschen, in den Druck geben, damit sie gleichsam als ein Frauencatechismus in jede wohleingerichtete Haushaltung eingeführt, und künftig bey der Mädchenerziehung zum Grunde gelegt werde.

Hoffentlich wird mich deshalb niemand in den Ruf der Meuterey bringen. Denn ich habe ja nur die ehrliche Absicht, meine unerfahrenen Zuhörerinnen mit den Kunstgriffen bekannt zu machen, wie sie sich in dem Besitze eines Vorrechts erhalten sollen, welches ihnen von Gott und Rechtswegen zukommt, welches aber die Männer ihnen gar zu gern streitig machen möchten. —

Also zur Sache! —

Jeder, der einen andern besiegen oder beherrschen will, sehe erst zu, wie sich seine Waffen zu denen seines Gegners verhalten. Er unterrichte sich zugleich von den schwachen

Seiten des Gegners, und hiernach bestimme er die Art und Weise des Angriffs.

Lassen Sie uns daher vor allen Dingen eine Waffenschau halten, das heißt untersuchen, welche Waffen uns die Natur gegeben hat, und wie sie sich zu denen der Männer verhalten. Diese Untersuchung führt uns auf folgende Resultate.

Die Natur gab dem einen Theile unseres Geschlechts jene niederen Angriffs- und Vertheidigungswerkzeuge, womit sie auch gewisse Thiere ausstattete, nemlich scharfe Nägel (gleich den Habichten), ein scharfes Gebiß (gleich den Katzen), und eine scharfe und spitzige Zunge (gleich den Schlangen).

Dem andern Theile unsers Geschlechts gab sie jene dünne, eben so biegsame als unverwüstliche Kehle, welche bald durch die süße Gewalt der Töne das männliche Herz zu erweichen, seinen Verstand einzulullen und seine Sinne zu bezaubern, bald durch ihre rauhe Gewalt seine Ohren zu betäuben,

seine Füße zu beflügeln und ihn aus dem Felde zu jagen vermag. Wieder einem andern Theile gab sie jenen Zauber der Schönheit, vor dem alle Männer, wie vor einem Götzen, in den Staub sinken, sie gab ihm jenes Augenspiel, welches die Weisesten verwirrt und verrückt, jenes den Purpurmund umschwebende Lächeln, welches die stärksten fesselt und behext, jene schlanke Gestalt, jenen Lilien- und Rosenschmelz, welcher die kältesten entflammt. Noch einem andern Theile gab sie jene Schä fe der Sinne, der nichts entgeht, jene Luchsaugen, welche das verborgenste erspähen, jene Spürnasen, welche das entfernteste riechen, jene Mäuseohren, welche das leiseste erhorchen. Noch einem andern gab sie jene Schärfe und Geschmeidigkeit des Verstandes, welche die geheimsten Empfindungen und Absichten des Mannes erräth, seine schwachen Seiten sogleich ausspürt, und jedesmal den rechten Fleck trift; sie gab ihm besonders jene Gabe

der Verstellung, welche gleich geschickt ist, Gefühle zu heucheln und zu verbergen, jenes Schauspielertalent, welches zu jeder Rolle die rechte Maske zu wählen versteht, und gleich geübt ist, zu lachen, zu seufzen und Thränen zu erkünsteln, Lust und Schmerz, Entzückung und Verzuckung, Ohnmachten und Krämpfe herbeyzugaukeln. — Endlich gab sie einem großen Theile unsers Geschlechts jenen Muth, jene Beharrlichkeit und Ausdauer, welche ihre Plane verfolgt, ohne sich durch Klippen und Dornen ermüden, und durch den Widerstand des Mannes abschrecken zu lassen.

Alle diese Waffen, meine geliebten Freundinnen! machen ein so furchtbares weibliches Arsenal aus, daß die Männer gegen uns fast ganz wehrlos dastehen. Denn, wenn wir ihre rohe Körperkraft abziehen, was könnten sie solcher Überlegenheit entgegensetzen, als jene sinnlose Wuth, die sich selbst überrennt, und sie dann und wann

zu Schritten ohnmächtiger Verzweiflung treibt, oder jenen kalten phlegmatischen, langsamen Verstand, der sie nie zum Handeln kommen läßt.

Ja, wenn wir auch zugeben müssen, daß die Natur manchen unter ihnen mit hoher Schönheit und gewandtem Verstande, zuweilen sogar sehr verschwenderisch ausrüst te, und daß sie davon oft einen sehr verderblichen Gebrauch gegen unser Geschlecht machen: so stehen sie doch im Ganzen unendlich gegen uns zurück.

Dagegen haben sie alle schwachen Seiten unsers Geschlechts, und zwar in noch höherem Grade, — jene Leidenschaftlichkeit, welche sie taub und blind macht, jenen Stolz und jene Eitelkeit, welche so leicht in die Falle geht.

Lassen Sie uns nun zur Untersuchung der zweyten Frage übergehen: auf welche Art wir unsre Waffen gebrauchen müssen, um die Männer unter den Pantoffel zu bringen.

Was zuerst die gemeinen Angriffs- und Vertheidigungswerkzeuge betrift, nemlich die

Nägel, Krallen, Zähne und ähnliche angebohrne Waffen, sie mögen zum Kratzen und Beißen, oder zum Rausen, Stoßen, Schlagen und Werfen geschickt seyn, so giebt es allerdings Fälle, in denen sich ein sehr wirksamer Gebrauch davon machen läßt, wenn sie nemlich zu gleicher Zeit und unvermuthet gegen ein männliches Antlitz gerichtet werden. — Zwar bedaure ich die armen Geschöpfe, die von der Natur so stiefmütterlich behandelt wurden, daß sie dem Manne keine andere Waffen als solche entgegensetzen können, welche der Mann durch seine überwiegende Kraft gar leicht unwirksam machen kann. Da sich jedoch ein bedeutender Theil unsers Geschlechts auf diese Waffenart beschränken muß, so ist hier allerdings der Ort ihren Gebrauch zu lehren. Für diesen Fall nun giebt uns die Naturgeschichte der Thiere den lehrreichsten Aufschluß. Lassen Sie uns ein ganz einfaches Beyspiel wählen. Wie vertheidigt sich ein schwaches und

zartgebautes Thierchen, die sanfte Katze, gegen den eben so starken als rauflustigen Hund? Sie drückt sich in einen Winkel, zieht dort alle ihre Streitkräfte auf Einen Punkt zusammen, und macht zuweilen einen eben so kühnen als meisterhaften Ausfall gegen ihren knurrenden Feind, indem sie ihm mit der vereinigten Macht ihrer scharfen Zähne und Krallen dergestalt ins Gesicht fährt, daß der Gegner sich jedesmal mit ansehnlichem Verlust zurückziehen muß, bis es ihr gelingt, durch ein meisterhaftes Manövre das Weite zu gewinnen. —

Mehr als diesen Fingerzeig bedarf die weibliche Gelehrigkeit nicht, um die Taktik der schlauen Katze in ähnlichen Fällen zu befolgen. —

Doch hier ist nicht von der Defensive allein, sondern auch von der Offensive die Rede. Wir müßten uns also schon nach einem andern Beyspiele in der Naturgeschichte der Thiere umsehen, wenn nicht unsre eigne

Naturgeschichte uns genügenden Aufschluß gäbe. — Beobachten wir die Taktik der ersten besten Fisch= oder Häkerfrau. Wie fängt sie es an, um einen Aufstand zu dämpfen, womit ihr Eheliebster die Souverainität ihres Pantoffels bedroht?

Nachdem sie eine Weile gemault, und durch diese kleine Windstille den Mann sicher gemacht hat, fährt sie plötzlich, sobald sich nur die entfernteste Spur aufrührerischer Gesinnungen äußert, wie ein Blitz aus lichten Höhen in conzentrirter, keilförmiger Schlachtordnung über den unvorbereiteten Rebellen her, dergestalt, daß dieser von einem panischen Schrecken ergriffen, sein Heil in feiger Flucht sucht, und sich mit neuen Verlusten und Aufopferungen unterwirft. Aus mehreren solchen weiblichen Siegen aber entsteht zuletzt eine süße Gewohnheit zu herrschen auf weiblicher, und eine bittre Gewohnheit zu gehorchen auf männlicher Seite, wodurch eine Observanz begründet

wird, die alle ähnliche aufrührerische Versuche für die Folge zu Verbrechen stempelt, und den weiblichen Pantoffel mit einer gewissen Glorie umgiebt.

Das ganze Geheimniß dieser Gattung weiblicher Kriegskunst, welche ich den kleinen Ehekrieg nennen möchte, besteht also in der Vereinigung gedachter Waffen zu einem eben so raschen und energischen als unvermutheten Angriff. Auf diese Art wird die überwiegende männliche Kraft durch eine schlaue und gewandte Taktik unwirksam gemacht.

Doch schon zu lange habe ich mich bey dieser Waffenart aufgehalten, deren Gebrauch der Majestät des weiblichen Pantoffels jederzeit schadet, und selbst im glücklichsten Falle nur zweideutige Lorbeern erndten läßt. — Nur der systematischen Ordnung und Vollständigkeit wegen mußte ich sie berühren, und gehe nun zu einer andern Waffenart, nemlich der weiblichen Kehle über.

Nir=

Nirgend in der Natur berühren sich die Extreme inniger als in der weiblichen Kehle, man müßte denn das weibliche Gemüth ausnehmen. Sie ist gleich geschickt, die härtesten und rauhesten Mißtöne und die weichsten und süßesten Wohllaute hervorzubringen. In beyden Fällen ist sie eine sehr wirksame Waffe, wenn sie mit Kunst gegen das männliche Ohr gerichtet wird.

Es giebt gewisse schneidende und scharf zugespitzte Fisteltöne, welche das stärkste Trommelfell zu durchbohren im Stande sind, und dem Manne nur die Wahl zwischen Betäubung und schneller Flucht gestatten. Sind wir nun von der Natur mit einer so organisirten Kehle ausgerüstet, so müssen wir dieselbe Regel beobachten, welche ich für den Gebrauch der gegen die Augen und die Nase des Mannes gerichteten Waffen vorgeschrieben habe. Wir müssen den Beystand einer geläufigen Zunge damit verbinden, und diese beyden Alliirten eben so kräftig

als unvermuthet gegen den auffäßigen Ehemann richten. — Zwar habe ich einen halsstarrigen Bösewicht gekannt, der sich in solchen Fällen eines gewissen Gegengifts bediente, indem er, sobald die Frau ihre Mundbatterie gegen ihn spielen ließ, eine Kindertrompete und einen Waldtreiber in Bewegung setzte, und solchergestalt das Schneidende der weiblichen Kehle einigermaßen zu dämpfen und abzustumpfen verstand: gewöhnlich aber nehmen die Männer in solchen Fällen lieber Reißaus, als daß sie sich der Gefahr aussetzen, mit Taubheit oder Verrücktheit geschlagen zu werden.

Auch bey dieser Waffenart muß ich jedoch das obengesagte wiederhohlen, daß sie dem zarten und mit Recht sogenannten schönen Geschlechte zur Unzierde gereicht, und nur denjenigen zu empfehlen ist, welche sich nicht über die Cathegorie der Fischweiber erheben können.

Schöner und glänzender ist der Sieg

des Pantoffels, wenn die weibliche Kehle mit der Zauberey Philomelens auf das männliche Ohr wirkt. Nichts ist sinnreicher erdacht als die Fabel von den Sirenen und den Gefährten des Ulysses. Wie diese durch die süßen Triller jener melodischen Meerungeheuer von dem Bord des Schiffs in die Untiefe herabgelockt wurden, so vermögen auch wir durch den Zauber unsrer Stimme den Ehemann von seiner eingebildeten Höhe in den Abgrund des Pantoffelregiments herabzureißen. Und in der That! ich möchte den Fühllosen kennen, der nicht seinen letzten Thaler für einen Türkischen Shawl weggäbe, der nicht seinen letzten Silberlöffel für einen Merino versetzte, und seinen guten Namen dazu, wenn wir unsre Bitte mit den Flötentönen einer Mara und Catalani vortragen. Es macht mir daher jederzeit eine recht innige Freude, wenn ich Zeugin der Siege bin, welche irgend eine Sirene über die Bedenklichkeiten und kalten Vernunftgründe

ihres Mannes davonträgt, und wenn mancher reiche Lüstling die Freyheit oder die Tugend einer schönen Frau durch sein Metall zu erkaufen wähnt, so können wir mit größerem Rechte behaupten, daß wir die Freyheit, die Tugend und sogar die Vernunft der Männer durch das Metall unsrer Kehle zu erkaufen wissen.

Wie nun diese Waffe zu gebrauchen sey, werde ich sogleich zeigen, indem ich zu der höheren weiblichen Taktik übergehe, nemlich zu der Kunst die Männer zu kirren, zu bezaubern, zu entwaffnen, zu fesseln und gefesselt unter den Pantoffel zu bringen.

Die Grundlage dieser höheren Kriegskunst ist die weibliche Schönheit. Sie ist diejenige Waffe, welche dem weiblichen Geschlechte ewig den Sieg über das männliche sichern wird. Der roheste Kannibale wird durch sie besänftigt und gebändigt, und wenn Herkules seine Keule und seine Löwenhaut wegwarf, und einen Spinnrocken er-

griff, um ihr zu huldigen, wenn R'naldos Kraft von Armidens Reizen festgebannt wurde, ja wenn der mordsüchtige Mars selbst in den Banden Cytherens schmachtete, so kenne ich nichts, was die Gewalt der Schönheit treffender versinnlichte, als etwa die Allegorie von dem Löwen, auf dessen Rücken der kleine Scharfschütz Amor reitet. —

Aber vergessen wir ja nicht, meine Reizenden! daß die Schönheit ein todtes Capital ist, wenn wir damit nicht zu wuchern, wenn wir sie nicht in eine Münze umzuprägen verstehen, womit wir die Freyheit der Männer erkaufen.

Was sage ich? Ein todtes Capital? Ach, meine Freundinnen! — Schönheit, sobald sie nicht mit Klugheit gepaart ist, gleicht einer tödtlichen Waffe in den Händen eines unerfahrnen Kindes, welche sich nur zu leicht gegen seine eigne Brust richtet. — O, laßt es euch tief in eure weichen Seelen einprägen, meine jüngeren Freundinnen! daß es

kein verderblicheres Geschenk des Himmels, keinen größeren Fluch giebt, als eben jene unbefangene Schönheit, die nicht die Argusäugige Klugheit zu ihrem Wächter bestellt. Denn gleich dem gehetzten Reh, gleich der harmlosen Taube wird sie von allen Jägern mit Netzen umstellt, alle Männer, begierig nach Fang und Beute, erklären ihr den Krieg.

Die Klugheit also ist's, welche mit der Schönheit in den Bund treten muß, nicht allein um sie gegen Angriffe zu schützen, sondern auch um ihr den Sieg erringen zu helfen. Und eben die Regeln dieser weiblichen Klugheit sind es, welche ich jetzt unter dem Titel: weibliche Kirrkunst, angewandte Koketterie oder Pantoffeltaktik im höheren Sinne vortragen will.

Das ganze Geheimniß der weiblichen Kirrkunst beruht auf dem Grundsatze: „Wirf die Schönheit nicht als einen Leckerbissen der Lüsternheit der Männer vor, sondern be-

trachte sie als eine Lockspeise die Männer zu fangen."

Bedenkt, meine jungen Freundinnen! daß Sättigung das Grab der Liebe ist. — Laßt eure Männer daher mehr schmachten als schwelgen, mehr begehren als genießen, und wenn ihr sie genießen laßt, so vergönnt ihnen nur an dem Becher des Genusses zu nippen, nicht aber, ihn mit vollen Zügen zu leeren. — Eine schöne Frau, die so thörigt oder leidenschaftlich ist, ihren Mann zur Schwelgerey zu verwöhnen, gleicht einem unsinnigen Verschwender, der sich in Einer Woche rein ausgiebt, und für die lange übrige Ehezeit darben oder bey andern borgen muß. So erndtet auch sie für die übrige Lebenszeit nichts als Leere, Kälte, Ekel und Überdruß, der Nimbus ihrer Schönheit ist zerronnen, dem Genusse ist die Würze, dem Reize der Stachel, den weiblichen Waffen die Spitze genommen, mit Einem Worte: eine solche thörigte Frau hat

sich selbst entwaffnet, ihre Herrschaft leichtsinnigerweise aus den Händen gegeben, und sich an der Majestät des Pantoffels gröblich versündigt. Ihr sollt mit euren Gunstbezeigungen geizen, meine jungen Freundinnen! Ihr sollt über eure Gefühle wachen und herrschen; jeder Blick, jeder Seufzer, jeder Händedruck, jeder Kuß sey ein wohl berechneter Angriff auf die Freyheit des Mannes. Seine stürmischen Angriffe sollt ihr lange mit der siegreichen Gewalt eurer Augen abschlagen, den höchsten Preis der Liebe aber nur dem fußfällig Bittenden gewähren, der unbedingte Unterwerfung verspricht, die Herrschaft des Pantoffels feierlich anerkennt, und durch theure Opfer und Unterpfänder garantirt. So werdet ihr dem Manne stets in der Glorie der Schönheit stralen, wenn auch der Grabstichel der Zeit schon längst Furchen in eure glatten Wangen gegraben hat.

Und nun noch einige besondere taktische Regeln und Geheimnisse.

Die Seele der weiblichen Kirrkunst ist die Kunst zu täuschen oder die Verstellungskunst. Verstellung ist die Tochter der Klugheit, oder vielmehr ohne sie ist die Klugheit ein Unding. Es würde nicht schwer halten, diesen Satz eben so scharfsinnig als gelehrt auszuführen. Hoffentlich sind meine Schönen jedoch von seiner Wahrheit zu innig durchdrungen, als daß ich nöthig hätte, mich bey so einleuchtenden Prämissen aufzuhalten. — Dies vorausgesetzt also fragt es sich: wie täuscht man die Männer?

Um diesen Zweck zu erreichen, müssen wir uns vor allen Dingen zweyer mächtigen Bundesgenossen versichern. Diese sind der Stolz und die Eitelkeit des Mannes. Den ersteren gewinnen wir sehr leicht durch den schon oben erwähnten Kunstgriff, daß wir den Mann, indem wir Ihn beherrschen, stets in der Meinung erhalten, er beherrsche

Uns, daß wir daher alle Opfer, die er uns bringen soll, nicht als Zeichen seines Gehorsams, sondern als Zeichen seiner Großmuth, nicht im gebieterischen Tone, sondern im schmeichelnden, bittenden Tone von ihm erheischen. — Seine Eitelkeit aber bestechen wir dadurch, daß wir ihn in dem Wahne bestärken, all unser Streben sey nur dahin gerichtet, Ihm zu gefallen, seine Liebe sey der einzige Götze, dem wir uns mit Leib und Seele opfern. Haben wir uns so der hohen Alliirten versichert, so ziehen wir mit allen Waffen der Schönheit gegen ihn zu Felde, und der Sieg kann nicht lange zweifelhaft bleiben.

Lassen Sie uns die Sache durch ein Beyspiel erläutern.

Wir wünschen ein neues kostbares Kleid, ein modernes Service, einen eleganten Prachtwagen oder etwas ähnliches zu besitzen. Unser Wunsch findet an dem Eigensinne des Mannes, an seinem berechnenden

Geize einen hartnäckigen Widerstand. Wie fangen wir es an, unsern Willen durchzusetzen?

Zuerst rücken wir mit der ganzen Stärke der weiblichen Beredsamkeit gegen ihn an, stellen alle die Gründe in Schlachtordnung, warum wir gegen diese und jene nicht zurückstehen können u. d. m., verstäꝛken sie durch die ganze Macht des Wohlklanges, dessen unsre Stimme fähig ist, durch jene süßen einschmeichelnden Accente, welche unsre Bitte so unwiderstehlich macht, besonders wenn wir sie in die Anrede: mein lieber, guter Mann! mein einziger süßer Engel! mein holder Junge! und ähnliche currente Liebestitel hüllen; zugleich lassen wir einige Brandraketen aus unsern Augen auf ihn spielen. Thun diese noch keine Wirkung, so brechen wir mit dem schweren Geschütz gegen das Centrum auf, und brennen einen Kuß auf seine Lippen ab. Bleibt er dessenungeachtet in seiner alten Stellung, so lassen

wir eine verdeckte Batterie von Seufzern gegen sein Herz spielen. — Jetzt endlich ist er zu capituliren bereit, küßt unsre Hand, bittet uns die zugefügte Kränkung ab, und fleht um Vergebung und Amnestie. — Wird zugestanden, und eine zärtliche Umarmung ist der Preis seines Gehorsams. — So, meine Freundinnen! muß er jede Gunstbezeigung durch Opfer erkaufen. So, meine Freundinnen! müssen wir die Waffen der Schönheit gebrauchen, und dem Pantoffel stets neue Trophäen erkämpfen.

Gesetzt aber, alle unsre Künste scheiterten an der felsenfesten Beharrlichkeit des Mannes. Dann, meine Lieben! bleibt uns nichts weiter übrig, als unsre Reserven an uns zu ziehen, und einen entscheidenden Schlag gegen eine noch unbesetzte schwache Seite des Gegners auszuführen — ich meine gegen sein Mitleid. — Diese Reserven bestehen in Thränen, Ohnmachten, Verzuckungen und

Krämpfen, welche wir im Sturmschritt gegen ihn anrücken lassen.

Und mit diesen Waffen, meine Freundinnen! siegen wir gewiß selbst alsdann, wenn uns die Waffen der Schönheit mangeln.

Lassen wir uns auch nicht etwa durch den ersten mißlungenen Versuch abschrecken, sondern zeigen wir uns gleich groß in unsrer letzten Waffe, der Beharrlichkeit und Ausdauer, so werden wir gewiß endlich das schöne Ziel erreichen.

Dies, meine Liebenswürdigen! sind die Grundsätze der angewandten weiblichen Taktik, welche ich Ihnen vorzutragen versprach. Und hier schließe ich diese Vorlesung mit dem aufrichtigen Wunsche, daß sie dazu dienen möge, die Herrschaft des Pantoffels bald über die ganze Erde zu verbreiten.

Siebente Vorlesung.

Über Erziehungskunst mit Rücksicht auf die Verbesserung der Schaafzucht.

Hochzuehrende Herren!

Der uralte Maler Zeuxis wollte sein Ideal weiblicher Schönheit durch ein Gemälde versinnlichen. Er entlehnte von der einen Schönen die Augen, von der andern den Mund, von der dritten die Nase, von der vierten die Stirn, von der fünften das Kinn, und schuf so aus lauter vollkommnen, aber zerstreuten Theilen, ein schönes ideales Ganze.

Es sey mir erlaubt, diesem sinnreichen Künstler nachzuahmen, indem ich es versuche, aus den hervorstechendsten Vollkommenheiten des heutigen Erziehungswesens ein Ideal der Erziehungskunst zu entwerfen.

Lassen Sie uns mit der Bildung des physischen Menschen den Anfang machen.

Die heutige Erziehung geht von dem weisen Grundsatze aus, daß die Kunst der Natur zu Hülfe kommen müsse, um aus dem ungestalteten Kinde eine vollkommene Menschengestalt zu bilden.

Ex trunco fit Mercurius, sagt das Sprichwort. Das heißt mit andern Worten: die Kunst ist's, welche aus dem Klotze ein Ebenbild Gottes schafft.

Der kleine unförmliche Weltbürger, der so eben ans Licht der Sonne trat, ist einem unbehauenen und ungehobelten Klotze, oder einem Thonklumpen zu vergleichen, welcher erst unter der Hand des Bildners zum Menschen geformt werden muß.

Nichts ist armseliger, als das Vorurtheil, daß die Natur selbst im Stande sey ihr Werk zu vollenden.

Zwar, wenn wir den ungeschlachten Feuerländern und Hottentotten, die in roher Wildheit ohne Kunstpflege emporwachsen, eine Menschengestalt einräumen wollen, mag jenes Vorurtheil sich rechtfertigen lassen. Welchem vernünftigen Manne fällt es aber ein, diese Wesen für etwas anderes zu halten, als für menschenähnliche Bestien, die auch in körperlicher Hinsicht mit dem Orang Utang auf derselben Bildungsstufe und eben so tief wie dieser unter dem zartgebildeten Europäischen Menschen stehen, etwa unsre Bauern ausgenommen, die nach der Meinung einiger aufgeklärten Herren gleichfalls in die Cathegorie der Feuerländer gehören?

Ein jedes Geschöpf wird erst veredelt durch die Kunst. Gleichwie die Fruchtbäume, die am Spalier gezogen, unter dem Messer des Gärtners gehalten, und in Windeln und

Strohmäntel gehüllt werden, edlere und süßere Früchte tragen, als die in der Wildniß aufgeschossenen colossalen Eichen und Tannen, und gleichwie die Treibhausgewächse, die in künstlich erwärmter Luft vor dem Einflusse rauher Witterung gesichert sind, mit schöneren Blumen prangen als die Feldblumen, so sind auch die in Stubenluft, in Windeln, Watten und Schnürleibern aufgezogenen Menschen die vollendetsten, und die sogenannte Verzärtelung oder Verhätschelung, über welche die Vandalen und Naturalisten ach und weh schreyen, ist die Grundlage aller physischen Veredlung. Dies nehmen wir schon bey dem veredelten Schaafvieh wahr, welches sich einer besseren Wartung erfreut als das gewöhnliche, so daß nach der Versicherung glaubhafter Männer die Schaafe von Extraktion in einigen Merinoschäfereyen sogar mit Jäckchen oder Mäntelchen bekleidet werden, weshalb man solche Anstalten, in so fern dabey die Ver-

feinerung des Schaafviehes bezweckt wird, mit Recht Schaafs-Verfeinerungs-, Schaafs-Edukationsanstalten, oder auch Institute für den Schaafs-Cultus nennen kann, und es ist offenbar ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß in manchen Staaten mehr Sorgfalt auf den Schaafs-Cultus als auf den Menschen-Cultus gewendet wird. Doch wieder zur Sache!

Preisen wir daher unsere Frauen, Ammen und Wärterinnen, die unsere Kinder gleich nach der Geburt wie Ägyptische Mumien in Windeln und Watten emballiren, um sie vor der zu jähen Entfaltung der Natur, und jenem üppigen Wachsthum zu bewahren, der alles in den Stamm und nichts in die Blüte treibt, der also unsre Kinder zu wahren Patagoniern emportreiben würde. Diese guten Frauen sind es, welche den zarten Teig ihrer Leiber mit sorgsamer Hand verarbeiten und zerkneten, ihn in den Backofen wohlgeheizter Betten und Kinderstuben

hineinschieben, und jenen lockeren, mürben und zerbrechlichen Biskuit daraus bereiten, aus dem ein großer Theil unserer Jugend, besonders der großstädtischen, zusammengesetzt zu seyn scheint. Erkennen wir es nicht minder mit gerührtem Herzen, daß sie sich die Mühe nicht verdrießen lassen, unsre Töchter, sobald sie einige Spuren des Wachsthums verrathen, in fischbeinerne Panzer einzuschnüren, und jene schlanken, wenn gleich gebrechlichen Liliengestalten hervorzubringen, die vom Zephyr hin und her geschaukelt werden. Wahr ists, sie setzen die zarten Pflanzen dadurch der Gefahr aus, vom ersten besten Sturmwinde zerknickt zu werden, aber zerknickt werden ist ja das Loos alles Schönen auf der Erde, wie uns die Blumen der Felder beweisen, deren Hunderte ein einziger unverschämter Orkan zu zerknicken vermag. —

„Gebrechlichkeit! dein Name ist Weib!" sagt Shakespeare, und in der That, eine

größere Schmeicheley konnte er dem schönen Geschlechte kaum sagen. Denn Gebrechlichkeit ist ja eben der Charakter des Schönen, weil alles Schöne zart, und alles Zarte gebrechlich ist.

Hieraus folgt also, daß unsre Frauen, Ammen und Wärterinnen, wenn sie auf die Gebrechlichkeit unsrer Töchter hinarbeiten, den Grund zu ihrer höchsten physischen Vollkommenheit legen, und daß wir daher sehr Unrecht haben, wenn wir so heidnisch gegen die Schnürleiber wüthen, die meiner besten Überzeugung nach nichts anderes sind, als die Formen, worin das rohe ungestaltete Naturwerk in ein schöneres Kunstwerk umgegossen wird.

Ja, meine Hochzuehrenden! die Kunst ist es, welche die Natur überall verbessern, und den rohen Stoff, den sie darbietet, verarbeiten und gestalten muß. Ohne sie würde die Menschengestalt endlich in Affengestalt ausarten. Dies fühlen schon gewisse wilde

Völkerschaften, die ich jedoch ungenannt lassen will, weil mir der competente Reisebeschreiber in diesem Augenblicke nicht zur Hand ist. Indem sie nemlich ihren neugebohrnen Kindern die Köpfe zusammen und die Nasen platt drücken, oder ihre Ohren durch angehängte Gewichte verlängern, erkennen sie offenbar den Grundsatz an, daß die Kunst gleichsam der Corrector der Natur sey. Dasselbe gilt von einigen Indianischen Volksstämmen, welche die Natur zu verbessern bemühet sind, indem sie ihre Haut tättowiren. Mit gleichem Rechte können wir daher jene guten Frauen, welche die erste Hand an die körperliche Gestaltung unserer Kleinen legen, die Verbesserer und Meisterer der Natur nennen. Die Wahrheit dieser Behauptung springt in die Augen, wenn wir eine ungeschlachte Bauerdirne, die der Meißel und Hobel der Kunst nie berührte, mit einer jungen Großstädterin vergleichen, die unter der bildenden Hand

ihrer Amme oder Gouvernante aufgewachsen ist. Welche plumpe Form, welche strotzende Fülle, welche thierische Muskelkraft, welch ein Pionienroth der Gesundheit ekelt uns dort an? Welche Psychenartige Schlankheit, welche schmachtende Lilienblässe, welche liebliche hinsterbende Siechheit bezaubert uns hier? Mit gleicher Stärke dringt sich uns diese Wahrheit auf, wenn wir den ersten besten wattirten und geschnürten Jüngling der Residenz mit dem ersten besten Pachters- oder Förstersohn vergleichen, der uns in den Wurf kommt. Ist es nicht, wenn wir jenen betrachten, als ob ein erhabener Künstlerverein von Schneidern, Modehändlern und Haarkünstlern zu seiner Erschaffung den Grund gelegt hätte? Wahrlich! vom Kopf bis zur Sohle ist unser Jüngling ein Kunstwerk. Seine Augen, seine Zähne, seine Haare, seine Gesichtsfarbe, seine Lenden und Waden: alles an ihm stammt aus der Fabrik, und mit Recht können wir ihn daher

einen fabrizirten oder Kunstmenschen nennen, als Gegensatz eines Naturmenschen. —

Was für eine Wohlthat wäre es also, wenn außer den gewöhnlichen Erziehungsanstalten gewisse Menschenfabriken oder Kinderpressen errichtet würden, wo die neugebohrnen Kinder gleichsam durch die Bank zu Normalmenschen umgeformt, ausgeprägt und als solche in Cours gesetzt würden? Und da der Doktor Gall uns über die Natur des Gehirns ein neues Licht angezündet hat, so wäre es sehr zweckmäßig, mit diesen Kinderpressen zugleich eine Anzahl Organendruckereyen zu verbinden, worin man den weichen Schädeln der neugebohrenen Kinder alle beliebigen Organe vom Höhe-, Scharf- und Tonsinn bis zum Würg-, Rauf- und Diebssinne eindrücken, und auf diese Art auch in Hinsicht der Gemüths- und Geistesanlagen die Natur verbessern könnte.

Dies, meine Hochzuehrenden! sind so ungefähr Andeutungen, die derjenige, wel-

cher den Beruf in seiner Brust fühlt, eine neue pädagogische Bahn zu brechen, vielleicht benutzen kann, und wie groß wird mein Verdienst um die Veredlung der Menschheit seyn, wenn das hier ausgesäete Saamenkorn auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen ist.

Gehen wir nun zu der sittlichen Bildung der Jugend über.

Ich unterscheide die äußere und die innere Sittlichkeit. Die äußere ist nichts anderes als die sogenannte feine Manier oder feine Sitte, die innere aber die Veredlung des Herzens, welche ich vorzugsweise die gute Sitte nennen würde, wenn ich Lust hätte, paradox zu seyn.

Zuerst also von der feinen Manier.

Ich zweifle nicht, daß wenn man ein neugebohrnes Kind in einer Wildniß aussetzte, und mit Wölfen aufwachsen ließe, dieses Kind, wenn es anders von den Zähnen seiner Gespielen verschont bliebe, endlich im buchstäblichen Sinne des Wortes mit den

Wölfen

Wölfen heulen, und auf allen Vieren herumlaufen würde.

In der That! es ist Schade, daß die Polizey dazwischen kam, als einst ein Philosoph in Berlin das artige Experiment vorhatte, ein Kind entfernt von aller menschlichen Gesellschaft bis zu den Jahren der Mannbarkeit aufwachsen zu lassen. Man hielt es nicht für gut, auf solche Art zu Entdeckungen und Resultaten im Felde der Erziehungskunst zu gelangen.

Je näher der Mensch dem Naturzustande ist, desto entfernter ist er von der feinen Sitte, die ihn eigentlich vom Thiere unterscheidet, und die unsern Nachbaren, den Franzosen, bekanntlich den höchsten Platz auf der Stufenleiter der Humanität sichert.

Hieraus folgt, daß Eltern, Erzieher und Hofmeister sehr recht haben, wenn sie von dem Grundsatze ausgehen, daß man nicht genug eilen könne, die Natur gleichsam in dem Kinde zu erdrosseln, den kleinen Welt-

bürger, sobald er den Windeln entwachsen ist, ohne den mindesten Aufschub, auf die Drehbank der Verfeinerung zu bringen, und gleichsam zu einem gesitteten und cultivirten Menschen abzudrehen.

„Naturam expellas furca, tamen usque recurret" — sagt Horaz. Das heißt frey verdeutscht: Ihr Eltern und Erzieher! mögt ihr die Natur auch mit der Ruthe, mit dem Stocke, mit dem Kantschuh oder gar mit der Forke austreiben, doch wird sie zurückkehren.

Natur und feine Sitte halten sich ewig das Widerspiel. Die Natur gebietet, daß das Kind seinen Trieben, Neigungen, Gefühlen und Überzeugungen folgen solle: die feine Sitte verbietet es. Die Natur z. B. ruft unserm Sohne, wenn er am Tische eines vornehmen Herrn sitzt, zu: „iß, so lange es dir schmeckt!" die feine Sitte gebietet ihm: „verrathe keinen unanständigen Hunger, sondern wisch dir den Mund, und stehe halbsatt vom Tische auf!" Die Natur ruft

ihm zu: „Küsse der schönen Tochter des Wirths den Mund!“ Die feine Sitte gebietet: „Küß ihr die Hand, und sey kein Flegel!“ Die Natur ruft ihm zu: „Gähne dem vornehmen Herrn, der dich durch sein langweiliges Geschwätz ermüdet, ins Gesicht.“ Die feine Sitte hofmeistert: „sey kein Tölpel, sondern ergieb dich in dein Schicksal, und höre aufmerksam zu!“ — Die Natur heischt: „Lache dem vornehmen Narren ins Gesicht!“ Die feine Sitte gebietet: „Sey kein Esel, sondern verbeiße das Lachen, und nicke beyfällig mit dem Kopfe!“ — Die Natur befiehlt: „Sage der alten Kokette gerade heraus, daß sie eine Meerkatze sey.“ — Die feine Sitte predigt: „Sey kein Grobian, sondern sage ihr etwas Schmeichelhaftes über ihre Liebenswürdigkeit!“

Mit Einem Worte: die Natur läßt ihm den Zügel schießen, die feine Sitte legt ihm den Kappzaum an, und zwingt ihn, in dem schmalen Geleise zu bleiben, welches sie ihm

vorzeichnet. Jeder vernünftige Mann sieht daher ein, daß die feine Sitte eigentlich auf die Vernunft und Klugheit gepfropft, und daß in jeder Regel des guten Anstandes zugleich eine Weisheitsregel eingeschachtelt ist. Wer verkennt es z. B. daß die Sittenregel: „Tadle keinen ins Gesicht, sondern wenn du durchaus tadeln willst, so geschehe es hinter dem Rücken!" eine der ersten Klugheitsregeln ist? Ich getraue mir zu beweisen, daß derjenige, der darauf ausginge, dieser Regel zuwider zu handeln, über Jahr und Tag im Tollhause sitzen, und seinen Geradsinn zeitlebens bereuen würde. Wie sehr sind daher die Eltern, Erzieher und Hofmeister zu loben, wenn sie jenen Kappzaum so kurz wie möglich machen, um die Jugend vor dem höchst gefährlichen Koller des Geradsinns zu bewahren.

Im Stande der Natur, wo die Menschen eben nicht zu gedrängt neben einander stehen, mag es erlaubt seyn, den geraden

Weg zu gehen. Sobald aber die Menschen in Staaten und bürgerliche Gesellschaften zusammentreten, verengen sich ihre Kreise: sie stehen dann so gepreßt neben einander, und manche derselben nehmen noch dazu so viel Platz ein, daß man sich kaum umdrehen kann, ohne mit einer Exzellenz, Eminenz, Magnifizenz, Corpulenz, oder andern hohen Potenz zu quarambolieren, und daß derjenige, der den Eigensinn durchsetzen wollte, gerade aus zu gehen, überall anstoßen und schwerlich ungequetscht davon kommen würde.

Hieraus ergiebt sich also die goldene Wahrheit, daß man die Kinder nicht zeitig genug an die Krümmungen der feinen Sitte gewöhnen, und in den Elementen der Heuchelkunst unterweisen kann, die ich für unentbehrlicher halte, als Schreiben, Rechnen und Religionsunterricht. Um so mehr wundert es mich, daß man noch nicht daran gedacht hat, gewisse Abrichtungsschulen zu errichten, worin die Kinder, gleich den jungen

Hunden, im Dienen, Kuschen, Händelecken und Apportiren unterwiesen, und worin ihre Zungen an die Formeln der feinen Sitte dergestalt gewöhnt werden, daß sie sie mit Papagenenfertigkeit hersagen können.

Ich hoffe jedoch, daß es unserm Zeitalter vorbehalten sey, auch hierin den Gipfel der Vollendung zu erklimmen. — —

Gehen wir nun zu der innern Sittlichkeit oder zu der Bildung des Herzens über.

Wenn Eltern und Erzieher den Kindern Zaum und Gebiß anlegen, um sie zu äußerlich gesitteten Menschen zu dressiren, so befolgen sie bey der Bildung ihres Herzens einen ganz entgegengesetzten Grundsatz, das heißt: sie lassen ihnen den Zügel schießen.

Durch Fallen lernt das Kind gehen, sagt das Sprichwort. Das Gängelband ist ein sehr verwerfliches Mittel, das Kind im Gehen zu üben. Es beschränkt seine Selbstthätigkeit, und macht es früh von

fremder Hülfe abhängig. Vernünftige Leute sind daher der Meinung, daß man es durchaus abschaffen, die Kinder, sobald sie den Trieb in sich fühlen, ihre Füße zu gebrauchen, sich selbst überlassen, ja ihnen lieber einen Stein des Anstoßes in den Weg legen, als sie am Gängelbande leiten müsse. Mögen sie sich immerhin die Köpfe zerstoßen und zerfallen: durch Schaden und Schmerz werden sie klüger und vorsichtiger werden.

Lassen Sie uns diese große Wahrheit auf die moralische Bildung des Kindes anwenden, und wir haben alle pädagogische Weisheit in nuce.

Lehre, Beyspiel und Warnung sind ein schlechtes Gängelband, die Erfahrung allein ist die Schule der Weisheit und Tugend. Was hilft es, wenn wir zu dem Kinde sagen: „hüte dich vor dem Feuer, denn es brennt!" Aber nehmen wir seine Hand, stecken sie in ein Kohlenbecken und s yn wir versichert, daß es keiner Warnung mehr be-

dürfen werde. Was frommt es, wenn wir zu dem Kinde sagen: „hüte dich vor dem Wasser!“ Aber nehmen wir unser Kind, werfen es selbst ins Wasser, und seyn wir versichert, daß es diesem Elemente nie wieder zu nahe kommen wird.

Auf der andern Seite: was nützt es, wenn wir zu dem Kinde sagen: „hüte dich vor dem Laster, denn es schadet dem Heil deiner Seele!“ — Aber führen wir es in Versuchung, geben wir ihm Gelegenheit zu sündigen, und es wird mit den verderblichen Folgen des Lasters bekannt werden, und nicht mehr sündigen.

Was nützt es,. wenn wir zu dem Kinde sagen: hüte dich vor dem Trunke, vor dem Kartenspiele, vor bösen Gesellschaften, vor dem Umgange mit Verschwendern und Buhldirnen!“ Aber führen wir unsre Söhne in die Weinhäuser, und trinken ihnen tapfer zu, führen wir sie an den Pharaotisch und stecken ihnen selbst die Karte in die Hand,

gehen wir Arm in Arm mit ihnen in die Tempel der Venus Cloacina, so werden wir den Grund zur Bildung ihres Herzens legen, und indem wir ihnen die Schädlichkeit des Lasters praktisch zu Gemüthe führen, sie vor künftigen Anstößen bewahren, und zu eifrigen Bekennern der Tugend bilden.

Hieraus ergiebt sich also, meine Hochzuehrenden! wie weise Eltern und Erzieher handeln, wenn sie zu dem frühzeitigen Umgange der Knaben mit Buhldirnen und der Mädchen mit jungen Wüstlingen durch die Finger sehen, und welch ein höchst thörigtes Vorurtheil es ist, daß man die Kinder vor der Verführung und vor dem Falle hüten müsse. Eine unversuchte Tugend ist bekanntlich gar keine Tugend, so wenig wie ein Seemann, der nie die See befuhr, ein Seefahrer ist.

Preisen wir daher die unzähligen Tanzbälle und Tanzschulen als wahre praktische Moralschulen. Sie sind es, worin unsre

Kinder den ersten Grund zur Veredlung ihres Herzens legen, und ich behaupte kühn, daß so manche Franzaise und so mancher Hoppswalzer, die dort executirt werden, eine eindringlichere Tugendlektion für junge Mädchen und Jünglinge sind, als alle Compendien der Moralisten zusammengenommen.

Denn indem sie Veranlassung zum Falle geben, lehren sie zugleich, wie man sich in Zukunft vor dem Falle in Acht nehmen müsse, indem sie die Sinnlichkeit anfeuern, stählen sie zugleich gegen die Sinnlichkeit, und indem sie die Einbildungskraft und das Blut erhitzen, machen sie das junge Herz endlich so feuerfest und schlackenlos, daß es dem Eisen gleicht, welches in der Glut immer mehr geläutert und gehärtet wird.

Aus demselben Grunde sind auch schlüpfrige Romane überaus zu empfehlen, weil das junge Gemüth dadurch mit den Klippen und Sandbänken, mit den Schlingen und Fußangeln der Verführung frühzeitig be-

kannt gemacht wird. Besonders aber ist die französische Lektüre für die deutsche Jugend ein ungemein günstiges Feld der moralischen Veredlung, und mit Recht läßt sich behaupten, daß die höchsten Muster weiblicher Tugend aus der französischen Schule, namentlich aus der Schule des Grecourt und Voltaire aus den Liaisons dangereuses und aus der nouvelle Justine, hervorgegangen sind.

Auch die Liebhabertheater verdienen hier einer rühmenden Erwähnung. Ich halte sie nicht allein für die wahren Vorschulen der Ästhetik, sondern auch für die wahren Vorschulen der Tugend, und Eltern und Erzieher können nicht genug eilen, ihre Kinder und Zöglinge in diese vortrefflichen Bildungsanstalten zu schicken. Doch, da ich mir vorgenommen habe, ihnen eine besondere Vorlesung zu widmen, so sey hier vor der Hand genug davon gesagt.

Dagegen sey es mir erlaubt, bey dieser Gelegenheit noch ein Wort über den Zweck der weiblichen Erziehung einzustreuen.

Es verräth in der That einen himmelschreyenden Vandalismus, wenn einige Pädagogen den Grundsatz aufstellen, daß man bey der Erziehung junger Mädchen hauptsächlich darauf bedacht seyn müsse, sogenannte sittsame und wirthliche Hausfrauen aus ihnen zu bilden, und es ist offenbar Entweihung des Heiligsten, wenn man das Weib zu einer Magd, Wäscherin oder Köchin herabwürdigen will, ja ein gerechter Unwille ergreift uns, wenn irgend ein Philister bey der Wahl einer Gattin die Frage aufwirft, ob sie kochen, waschen, nähen oder stricken könne, bevor er sich erkundigt, ob sie singen, die Guitarre spielen, declamiren, agiren, Verse machen, tanzen und reiten könne. — Die Bestimmung des Weibes ist keineswegs, des Mannes Haushälterin, sondern eine angenehme Gefährtin desselben und eine gute Mutter zu seyn. Wenn wir daher zuweilen die Erfahrung machen, daß dieses oder jenes junge Mädchen früher Mutter

als Hausfrau geworden ist, so wäre es thörigt, zu behaupten, daß sie ihre Bestimmung verfehlt habe. Glücklicherweise ist man auch in der Vernunft und Toleranz jetzt so weit vorgeschritten, daß man über den moralischen Fall eines Mädchens kaum ein größeres Aufheben macht, als über den physischen, ihn vielmehr eben so natürlich als christlich durch eine in der weiblichen Natur gegründete Hinfälligkeit entschuldigt.

Gehen wir nun endlich zu der Bildung des Geistes über.

Erwarten Sie nicht, meine Hochzuehrenden! daß ich die Verwegenheit so weit treiben werde, das Heiligthum der neueren Lehrmethode mit profanen Fingern anzutasten. Ein griechischer Philosoph, — ob es Bias, Simonides oder Thales war, lasse ich dahin gestellt seyn — wurde gefragt: was ist Gott? Er bat sich erst drey Tage, dann wieder drey Tage, und zuletzt noch drey Tage Bedenkzeit aus, und erwiederte endlich: Je

länger ich über diese Frage nachdenke, desto dunkler scheint sie mir. Eben so ergeht es mir, der ich übrigens weder ein Bias, noch ein Simonides, noch einer der neueren Weltweisen bin, deren es in unsrer guten Stadt Berlin allein einige Schock geben soll, mit der Frage: was ist die Pestalozzische Lehrmethode? Ohne Zweifel beruhigte sich jener Philosoph mit dem Resultate, daß der Schöpfer seine guten Ursachen haben müsse, incognito zu bleiben; und so müssen auch wir uns mit dem Gedanken beruhigen, daß die Bekenner der neuen Verstandeshebammenkunst vor uns Blödsichtigen mit Fleiß das Licht ihrer Weisheit unter den Scheffel stellen. So viel ist jedoch gewiß, daß eben dieses undurchdringliche Dunkel, worin die Erfindung des Meisters gehüllt ist, auf ihre Vortrefflichkeit hindeutet, weil sie in dieser Hinsicht nur mit den höchsten Wundern der Natur verglichen werden kann, die Gott in ein eben so tiefes Dunkel hüllte.

Ohne Zweifel, meine Hochzuehrenden! sind wir nach Verlauf eines halben Jahrhunderts schon so weit, daß alle Bauerjungen pestalozzisch abgerichtet werden. Ohne Zweifel hat die Methode dieses großen Denkers ihre Wunderkraft alsdann schon durch die Hervorbringung einiger tausend Leibnize und Herschel bewährt, und die Weisen gehören dann hoffentlich schon zu den so alltäglichen Erscheinungen, daß man in jedem Deutschen Dorfe wenigstens auf Einen Newton, Cartesius, Kant und Pestalozzi stößt. Lassen Sie uns daher diesen glücklichen Zeitpunkt erst abwarten. Vielleicht wird uns dann erst ein Licht darüber aufgehen. Also Pestalozzi und seine Jünger in Ehren! Es ist nur meine Absicht, die Vorzüge des heutigen Schulunterrichts überhaupt, und ohne Rücksicht auf die neue Lehrmethode anzupreisen, und hier gereicht es mir zum wahren Vergnügen, recht aus Herzensgrunde in die Posaune stoßen zu können.

Unsre Altvordern waren so sehr Pedanten, daß sie es bey dem Schulunterrichte hauptsächlich auf die sogenannte Gründlichkeit anlegten. Sie gingen von dem Grundsatze aus, das Feld des Wissens sey zu groß, als daß man es ganz umpflügen und besäen könne, man müsse sich also damit begnügen, nur einige Morgen Ackers gehörig zu bebauen, damit man seine Bestellungskosten nicht verliere. Daher pflegten sie sich denn auf die Bearbeitung eines oder einiger wenigen Felder der Literatur zu beschränken, und man kann nicht läugnen, daß sie darin eine gewisse Tiefe des Wissens verrathen, die uns schier erröthen machen könnte, wenn wir uns nicht ganz andrer und höherer Vorzüge bewußt wären. Diese Vorzüge bestehen nemlich erstens in jener glücklichen Allwissenheit, welche von den Schulfuchsern Oberflächlichkeit genannt wird, weil sie nach ihrer Behauptung nichts anderes, als eine erbärmliche Vielwisserey seyn soll, welche von Allem

etwas, im Ganzen aber nichts wisse, oder mit andern Worten, multa, nicht aber multum.

Allein eben hierin besteht meines Erachtens das Geheimniß der neuen Verstandeserziehung, daß die Lehrer unsrer Jugend das ganze Feld des Wissens bis an die äußersten Grenzmarken beackern, ohne eben darauf zu achten, wenn hin und wieder etwas oberflächlich mit dem Pfluge darüber hinweggepfuscht wird. — Lesen, viel lesen, alles lesen, und gleichsam verschlingen, das ist die große Tendenz unsers Zeitalters, und der Knabe, der heut zu Tage auf eine hohe Schule geschickt wird, muß recht eigentlich mit Gelehrsamkeit gemästet, oder — wenn ich so sagen darf — auf die Büchermast ausgethan werden, wie gewisse Thierchen auf die Buchmast, indem sie alles was ihnen vor den Rüssel kommt, herunterschlingen, ohne sich lange bey dem prüfen und wählen, bey dem kauen und verdauen aufzuhalten.

Daher die unzähligen Virtuosen der

Gelehrsamkeit, deren jede Provinzialstadt wenigstens ein Dutzend aufzuweisen hat, daher die Erscheinung, daß wir jetzt fast mehr Doctores als Doctos, fast eben so viele Professores als Professionisten, und ein solches Heer von Philosophen, besonders Naturphilosophen zählen, daß es nicht zu verwundern ist, wenn von der geringen Neige der Weisheit, welche unserm Zeitalter übrig blieb, kaum Ein Tropfen auf jeden fiel. Daher die gelehrten Wunderknaben, deren Allwissenheit wir bey den öffentlichen Schulprüfungen anstaunen. Denn man frage sie: wie viel Zoll Carl der Große in der Länge und wie viel Zoll Carl der Dicke im Durchmesser hatte, so werden sie mit derselben Bestimmtheit antworten, womit sie anzugeben im Stande sind, wie viel Fuß sowohl nach dem Dezimalmaß als nach dem Duodezimalmaß die Arche Noäh oder der Thurm zu Babel in der Höhe und Breite hatte, oder zu welcher Gattung von Schwalben nach

dem Linnäischen Systeme diejenige gehörte, welche dem Tobias auf die Nase hofirte. Daher ist es denn auch nicht zu verwundern, wenn sie nach der Rückkunft von der Akademie kein Jota mehr von allem dem wissen, was sie dahin brachten. Denn es geht ihnen mit ihrem überladenen Gedächtnisse, wie den besagten Thierchen, wenn sie sich überfressen und den Magen überladen haben: sie geben es unverdaut wieder von sich, oder wie einer zu schwer bepackten Reisekalesche, von der man den größten Theil des Gepäcks unterwegs wieder abwerfen muß, weil die Pferde schon auf der ersten Station ermüdet sind. —

Bey dieser Gelegenheit lassen Sie uns noch eines besonderen Vorzuges der neueren Verstandescultur gedenken, nemlich des Eifers für die Erlernung der französischen Sprache.

Man hat nemlich nach gerade einsehen gelernt, daß die französische Sprache jede

andere, besonders aber unsere barbarische Muttersprache, in Hinsicht des Wohlklanges dergestalt übertreffe, daß selbst das Jahnen eines französischen Esels einen angenehmeren Eindruck auf ein gebildetes Ohr mache, als die Sprache eines deutschen Menschen. Hierzu kommt, daß unsere Nachbaren uns wie bekannt, in jedem Fache des Wissens, wie überhaupt in allen Tugenden und Vollkommenheiten dergestalt überlegen sind, daß manche Verehrer der großen Nation in einem französischen Kochbuche einen größeren Weisheitsschatz finden, als in den Systemen unsrer ersten Weltweisen.

Wir haben daher sehr Unrecht, wenn wir den Eifer tadeln, mit welchem die Eltern und Erzieher unsrer Jugend auf die Erlernung der französischen Sprache halten. Denn ich getraue mir zu beweisen, daß weder die Vernunft, noch die Tugend, den Menschen vom Thiere unterscheiden, sondern einzig und allein die französische Sprache, und

allenfalls die feine Sitte, deren ich bereits oben gedachte, weshalb meines Erachtens nur die Franzosen als Menschen zu betrachten sind, wogegen die Engländer, bey denen die französische Sprache und die feine Sitte am meisten vernachlässiget und gehaßt werden, am nächsten an das Thier grenzen.

Ein zweyter Hauptvorzug der heutigen Verstandeserziehungskunst ist der Abscheu gegen das langsame und stufenmäßige Fortschreiten im Wissen. Der Verstand unsrer Kinder wird nemlich im Springen geübt, bevor er gehen kann; man läßt ihn z. B. gleich nach dem Unterrichte im A B C einen Sprung in die Höhen der transscendentalen Philosophie, oder von dem Einmaleins auf die oberste Sprosse der Trigonometrie oder Algebra machen. Diese Prozedur hat zwar den klein n Nachtheil, daß die Knaben in der Regel auf die unte ste Stufe des A B C und Einmaleins zurück fallen, und oft nach Jahren erst auf der Leiter des

Wissens langsam nachsteigen müssen. Dagegen hat sie den überwiegenden Nutzen, daß die Kindlein dadurch eine gewisse Fertigkeit im Springen erlangen, so daß sie späterhin als Geschäftsmänner die größten Schwierigkeiten ihres Fachs mit der bewundernswürdigsten Leichtigkeit zwar nicht zu überwinden, aber doch zu überspringen im Stande sind. Außerdem aber hat sie noch den Vortheil, daß die Kindlein eine gewisse Gewandtheit erlangen, von einem Extrem zum andern überzuspringen, die heterogensten Gegenstände zusammen zu reihen und in eine gewisse Harmonie zu bringen. So habe ich einen, ohne Zweifel nach dieser Methode unterrichteten Themispriester gekannt, der in einer Relation über eine streitige Hütungsgerechtigkeit, neben verschiedenen gelehrten Citaten, mehrere Stanzen aus Tassos befreytem Jerusalem allegirte, die denn auch ihren Weg durch die Feder des Canzellisten und durch den Mund des Justitiarius, der das ästhetische Urtheil pu-

bliciren mußte, in die Ohren der höchlich erstaunten Bauern nahmen.

In der That gleicht der Kopf eines solchen Herrn einer Studentenstube, in welcher alles wie Kraut und Rüben durch einander liegt, und wo sich oft die widersprechendsten Dinge zusammenfinden; wie ich denn einst bey einem solchen Musensohne ein Spiel Tarockkarten in Spaldings Anleitung zum Predigtamte, Grecourts Gedichte, priapische Erzählungen und Voltaires Pucelle neben Youngs Nachtgedanken und Klopstocks Messiade, Werners Weihe der Kraft aber neben Montaignes Gedanken und Kants Vernunftkritik in der schönsten Eintracht zusammen gefunden habe.

Man tadle deshalb unsre Schulanstalten, wenn sie auf Hervorbringung solcher chaotischen Köpfe hinarbeiten, keinesweges. Denn wie aus dem Chaos das Licht und die Harmonie hervorging, so gingen auch aus dieser Lehrmethode alle die großen Lichter

der Naturphilosophie, der romantischen und mystischen Poesie und des göttlichen Wahnsinns hervor, die uns mit den unvergleichlichen Geburten ihres Geistes beschenken, und deren Zahl nur mit der Zahl derjenigen bemitleidungswürdigen Personen verglichen werden kann, die jetzt am Lazarethfieber kranken. —

Und hier, meine hochzuehrenden Herren! schließe ich diese Vorlesung mit dem aufrichtigen und recht herzlich gemeinten Wunsche, daß Gott der Herr unsre Köpfe vor dem Lichte der neuen Philosophie und Poesie bewahren, uns vielmehr stets bey unserm gesunden Menschenverstande erhalten, und ihn herabregnen möge auf diejenigen, denen er fehlt — in Ewigkeit Amen!

Achte Vorlesung.

Naturgeschichte des Esels.

Hochzuehrende Herren!

Es giebt vielleicht keine größere Thorheit als die, gegen die Thorheit, die Dummheit und das Laster mit den Waffen des Spottes zu Felde zu ziehen. Denn man fordert entweder die halbe Welt in die Schranken, weil die halbe Welt zur Fahne dieser hohen Alliirten geschworen hat, oder man ist ein wahrer Prediger in der Wüste. Diejenigen, gegen welche eigentlich die Predigt gerichtet ist, sind taub dagegen, die wenigen aber,

welche darauf hören, bedürfen keiner Bekehrung.

Diese Betrachtung hat den Entschluß in mir zur Reise gebracht, die satyrische Laufbahn zu verlassen, mit den Narren, Dummköpfen und Schurken einen Waffenstillstand zu schließen, mich einzig und allein mit der Betrachtung der unverfälschten Werke Gottes zu beschäftigen, und Ihnen meine Betrachtungen und Entdeckungen im Reiche der Natur, besonders im Thierreiche, mitzutheilen.

Ich fange mit der Naturgeschichte des Esels an. Denn billigerweise gebührt dem Esel auch in der Naturgeschichte derselbe Vorrang, der ihm nicht selten in der bürgerlichen Gesellschaft zugestanden wird, und es braucht in der That nur wenig Eselskenntniß, um die Erfahrung zu machen, daß Er es ist, welcher in mancher Versammlung den Vorsitz, in manchem Collegio den Vortrag, in mancher Audienz den Vortritt, und bey mancher Wahl den Vorzug hat.

Lassen Sie uns mit einigen allgemeinen Betrachtungen über den Esel den Anfang machen. Das Geschlecht derer von Esel ist eins der ältesten und ausgebreitetsten in der Welt. Denn überall stößt man auf Mitglieder desselben. Sie gedeihen in jedem Himmelsstriche, und es ist offenbar ein Vorurtheil, wenn man behauptet, daß sie in den nördlichen Ländern kleiner und unansehnlicher seyen, als in den südlichen. Schon Aristoteles war der seltsamen Meinung, daß das kalte Klima entweder die Fortpflanzung des Esels hindere, oder seine Ausartung befördere. Er bezieht sich deshalb auf die kleinen Esel in Illyrien, Thrazien und Epirus.

Hätte er um ein paar Jahrtausende später gelebt, so würde er, sogar in unserm Vaterlande, stattliche, ansehnliche und ausgewachsene Esel in Menge gefunden haben, die 5, ja zuweilen 6 Fuß und drüber messen.

Eben so sonderbar ist das Vorurtheil, daß der Esel ein ausgeartetes Pferd sey.

Buffon hat diese Meinung sehr gründlich und scharfsinnig widerlegt, und die unverfälschte Abkunft des Esels mit vieler Wärme gegen alle Anfechtungen vertheidigt. „Der Esel — sagt er in dem zweyten Theile seiner allgemeinen Naturgeschichte — ist ein Esel und kein ausgeartetes Pferd. Er ist aus reinem Geblüte, und ob er gleich nicht aus so edlem und berühmtem Geblüte ist als das Pferd, so ist er doch aus eben so gutem und altem.“ — Man sieht, der Franzose weiß überall, selbst in einer Naturgeschichte des Esels, Witz und Scharfsinn mit Artigkeit und Eleganz zu verbinden, und die Familie des Esels konnte sich in der That keinen bessern Anwald wünschen, um ihre Ebenbürtigkeit und das Alter ihres Geschlechts gegen männiglich zu verfechten. Aus diesem Grunde ist es recht schmerzlich zu bedauern, daß der gefeierte Held unsers Zeitalters unter allen seinen Buffonen keinen einzigen Buffon hat, der seine ritterliche Abkunft, die noch von

vielen bezweifelt wird, in das hellste Sonnenlicht zu setzen vermöchte.

Andre Naturforscher, besonders Linné, stellen die Behauptung auf, daß die Esel in den mitternächtlichen Ländern Europa's, Emigranten des Südens, und ursprünglich aus Arabien über Ägypten, Griechenland und Italien eingewandert seyen. Ob dies mit den schwedischen Eseln der Fall sey, auf welche Linné sich namentlich bezieht, lasse ich dahingestellt seyn. Aber daß es in unserm Vaterlande Esel von uralter deutscher Rasse giebt, wird niemand, ohne sich an seiner Familie zu versündigen, in Zweifel ziehen.

Und so müssen wir uns die große Verehrung erklären, welche dem Esel in einigen Ländern wiederfährt. Buffon erzählt uns sogar, daß eine der angesehensten und edelsten Kasten der Indianer sie um deshalb besonders verehre, weil sie der Meinung sey, daß die Seelen von nobler Extraktion — wohlverstanden in Indien — in die Körper

dieser Thiere übergehen. Siehe den 2ten Theil seiner allgemeinen Naturgeschichte, welche von diesem interessanten Thiere handelt.

Wir brauchen uns daher eben nicht zu verwundern, wenn wir bemerken, daß die Transmigration der Eselsseelen mitunter einen umgekehrten Weg nimmt, und wenn der Pater Spiridion behauptet, daß dem Esel von den Spanischen Bauern zuweilen Titel gegeben werden, welche fast wie Hochwohlgebohren lauten, so scheint sich diese Sitte auf einen ähnlichen Volksglauben zu gründen, der hin und wieder auch bey uns Eingang gefunden hat.

Nach diesen genealogischen Betrachtungen lassen Sie uns nun zuerst die körperliche Beschaffenheit und die äußern charakteristischen Kennzeichen desselben behandeln, und dann zu seinen innern Naturanlagen, Gemüthseigenschaften, Tugenden und Lastern übergehen. Fast alle Naturhistoriker beschreiben uns den

Esel als ein vierfüßiges, mit langen Ohren begabtes und gewöhnlich in Grau gekleidetes Thier. Man braucht sich jedoch nur wenig unter den Eseln umgesehen zu haben, um überzeugt zu seyn, daß weder die 4 Füße, noch die graue Farbe und die langen Ohren Merkmale sind, welche jeden Esel zu erkennen geben.

Eben so wenig erschöpfend ist ein anderes Merkmal, nemlich das Kreuz, mit welchem der Rücken des Esels geziert zu seyn pflegt, weil niemand bestreiten wird, daß sich diese Decoration zuweilen auch auf des Esels Brust befindet. Sogar der Stern, welcher hin und wieder die Stirn des Esels schmückt, soll nach der Behauptung einiger Naturforscher mitunter auf seiner Brust angetroffen werden.

Andre wollen den Esel an seinem Geschrey erkennen, welches ungefähr wie Ya lautet. Es ist nun zwar richtig, daß es Esel in Menge giebt, die keine andere

Stimme haben als Ya oder Ja, und deshalb scherzhafterweise Jaherren genannt werden; aber es giebt auch Esel, die immer auf der Oppositionsbank sitzen, und deren Stimme jederzeit wie Nein nein! lautet, diese aber möchte man doch nicht gern von der Familie ausschließen.

Mit Einem Worte: alle Beobachtungen, die man über dieses interessante Thier angestellt hat, gewähren die Überzeugung, daß sich über seine äußeren Kennzeichen nichts bestimmtes festsetzen läßt, weil es in den verschiedensten Gestalten umherwandelt, in allen Zungen spricht und in alle Farben spielt.

Selbst die körperliche Haltung und der äußere Anstand geben ihn nicht immer zu erkennen. Denn wenn es gleich richtig ist, daß die meisten Esel, mit gesenktem Haupte und demüthigem Antlitz ihren phlegmatischen Eselsschritt messen, so giebt es doch auch Esel genug, die die Schnauze sehr hoch

tragen, und gar hochtrabend und gravitätisch einherstolzieren, wie ich nachher zeigen werde.

Gehen wir daher jetzt zu den Gemüthsanlagen, Tugenden und Geistesfähigkeiten des Esels über.

Der Esel wird uns gewöhnlich als ein demüthiges, geduldiges und genügsames Thier geschildert. Was die beyden ersten Eigenschaften betrift, so sind sie offenbar an ihm zu bewundern. Eselsdemuth und Eselsgeduld sind zum Sprichwort geworden, und gehörten noch vor kurzem zu seinen gepriesensten und gefeiertsten Tugenden. Die erstere giebt er durch eine ehrfurchtsvolle Unterwürfigkeit und Devotion gegen seinen Treiber, die letztere aber durch standhafte Erduldung der Prügel, Schläge und Fußtritte zu erkennen, die der Treiber ihm reichlich zutheilt, und durch stoisches Tragen des Joches und der Lasten, die er ihm auferlegt. Wenn er über die Gebühr beladen

wird, so verräth er seinen Mißmuth nur durch Kopf- und Ohrhängen, und wenn er zu arg gequält wird, nur durch Naserümpfen, wodurch er, wie Buffon behauptet, ein sehr spöttisches Ansehen bekommt. Der Pater Spiridion versichert sogar, in einigen Gegenden Deutschlands Esel von Geblüt gefunden zu haben, welche es in dem Stoicismus so weit gebracht hatten, daß sie die Hand ihres Protektors leckten, und durch ein unterthäniges Yanen zu erkennen gaben, wie sehr sie das Glück zu schätzen wüßten, welches seine Peitsche und sein Kantschuh über sie verhänge.

Was die Genügsamkeit des Esels betrift, so ist sie allerdings zu loben. Denn es ist bekannt, daß er sich oft mit Disteln und einer Hand voll Heu, ja mit dem schlechtesten Futter begnügt, welches ihm von seinem Herrn zugeworfen wird. Es giebt aber auch ungenügsame Esel, welche einen so zärtlichen und verwöhnten Gaumen ha-

ben, daß sie nur durch Leckerbissen aller Art, durch Austern, Fasanen und Pfauenzungen befriedigt werden können, und noch dazu dergestalt gefräßig sind, daß sie denen, die mit ihnen an Einer Krippe stehen, das Futter vor der Nase wegfressen.

Buffon bringt den Esel auch in den Ruf, daß er ausschweifend in der Liebe sey. So viel ist gewiß, daß seine verliebte Natur ihn sogar zu kleinen Verirrungen von seinem Geschlechte verleitet, indem er seine Galanterie nicht allein gegen Pferde, sondern sogar gegen Menschen ausläßt. Denn wer läugnet, daß in manchem Menschenkinde sich die Eselsextraktion in so hohem Grade offenbart, daß kein Zweifel übrig bleibt, die Mutter habe dem verliebten Antrage eines Esels Gehör gegeben? Auch wird die Zuneigung des Esels zu seinen Jungen ungemein gerühmt, und in der That geht sie oft so weit, daß mancher Esel nicht eher ruhet, als bis er sein Eselchen schon in der Wiege

mit Ämtern und Würden bekleidet sieht. Die neueste Geschichte giebt uns ein hochgeöhrtes Beyspiel dieser Art.

Gehen wir nun zu den Geistesanlagen des Esels über. Es ist eine allgemeine Klage, daß der Esel eines der dümmsten Thiere sey. Ohne dem Respekt gegen ihn zu nahe treten zu wollen, gebe ich zu, daß etwas an dieser Beschuldigung wahr seyn mag. Offenbar geht man jedoch zu weit darin. Auch in dieser Hinsicht berufe ich mich auf Buffons Zeugniß, daß der Esel einer guten Erziehung fähig sey, und zu allerhand Künsten mit Erfolg abgerichtet werden könne. Der große Naturforscher fügt hinzu, daß der Esel in der ersten Jugend lustig und artig zu seyn pflege, und dies sind ja lauter Eigenschaften, welche sich mit der Dummheit eben nicht vertragen.

Ist man mit Buffons Zeugnisse noch nicht zufrieden, so berufe ich mich auf das was wir täglich sehen und hören. Wir fin-

den nicht allein, daß er es in schönen Künsten, als im Tanzen, Reiten, Singen, Declamiren und Versemachen zu einer bedeutenden Fertigkeit bringen kann, wir finden auch Esel von ungemeiner Sprachkenntniß, die besonders das Französische mit einer Leichtigkeit und Zierlichkeit sprechen, daß wir kaum begreifen können, wie ein Eselsgehirn solcher Ausbildung, und ein Eselsorgan solcher Biegsamkeit fähig sey. Wir finden arithmetische Esel, welche die schwierigsten Rechenexempel extempore zu Stande bringen, welche dergestalt in Zahlen und Brüche vertieft sind, daß sie zuletzt alle ihre Nebengeschöpfe als Nullen, sich selbst aber als Einer betrachten, und von Wolkenbrüchen, Arm- und Beinbrüchen mit derselben Gleichgültigkeit, wie von $\frac{3}{4}$ oder $\frac{5}{7}$ Brüchen sprechen hören, so daß ihre arithmetischen Seelen endlich selbst auf einen Bruch reduzirt zu seyn scheinen. Wir finden philosophische Esel, welche sehr tiefsinnig beweisen, daß

das Ding an sich nichts weiter als ein Ding an sich, ergo weder ein Ding in sich, noch für sich, noch durch sich, noch mit sich, noch bey sich sey; daß sie daher selbst, als Dinge an sich betrachtet, nicht recht bey sich, sondern von sich seyen. Wir finden ferner staatswirthschaftliche Esel, welche uns sehr tiefsinnig beweisen, daß der größte Reichthum eines Landes in Lumpen bestehe, weil aus Lumpen Papier und aus Papier Papiergeld, also Geld fabrizirt werde, und welche uns, wie weyland Doctor Sangrado im Gil Blas von Santillana, Aderlaß und Wassertrinken als ein Specifikum gegen die Vollblütigkeit des Staatskörpers und gegen den sonst unfehlbar zu erwartenden Schlagfluß anpreisen; wir finden critische Esel, welche uns mit vielem Scharfsinn das Geleise vorzeichnen, über welches das Genie sich nicht verirren müsse, um vor dem Richterstuhl ihrer Eselskritik zu bestehen. Wir finden sogar welche unter ihnen, die als Schöngeister von

einer Menge anderer Esel bewundert werden, welche Bewunderung ihnen doch nur in so fern gebührt, als es überhaupt zu bewundern ist, daß ein Esel es, wie Bileams Esel, zu einer gewissen menschlichen Sprachfertigkeit bringen konnte.

Wenn wir nun noch außerdem eine bedeutende Anzahl Esel bemerken, welche abgerichtet sind zu praktisiren, zu dociren, zu referiren, zu instruiren, zu inquiriren, zu expediren, zu registriren, zu calculiren, zu controlliren, zu consuliren, ja selbst zu präsidiren, zu dirigiren und zu commandiren, so werden wir hoffentlich von unserm Vorurtheil zurückkommen, und von Hochachtung für die Geistesfähigkeiten dieses Thiers durchdrungen werden.

Und hier ist zugleich der Ort, den Esel auch in Hinsicht seiner Nützlichkeit zu würdigen. Von allen Seiten wird er uns als ein überaus nützliches Thier geschildert. Nicht allein seine Dienste, sondern auch alles

was an und in ihm ist, soll genützt werden können bis auf sein Fleisch, welches schon Galenus nicht allein als unschmackhaft, sondern sogar als schädlich in Mißcredit bringt. Soviel ist bekannt, daß die Eselsmilch als ein vorzügliches Heilmittel gegen die Schwindsucht gebraucht wird, und nach der Meinung der Alten soll auch das Blut, der Urin, das Herz und die Leber dieses Thieres an medizinischen Tugenden reich seyn. Dasselbe rühmt man von dem Gehirn, welches außerdem wohl zu nichts nutze seyn möchte. Daß die Eselshaut im Orient zur Fabrikation des Chagrins, von den Morgenländern Sagri genannt, gebraucht wird, kann man aus Thevenots Reisen ersehen, und daß auch Pergament, Siebe, Schuhe und Trommeln daraus verfertigt werden, ist bekannt genug.

Es giebt jedoch auch Esel in Menge, besonders von der phlegmatischen und weichlichen Gattung, die nicht einmal den Nutzen haben, daß ihre Haut zu Pergament und

Chagrin verbraucht werden kann, wenigstens hat man bis jetzt noch keinen Versuch gemacht, sie zu diesem Zwecke zu appretiren, und aus ihrer Dickhäutigkeit läßt sich fast schließen, daß dieser Versuch fehlschlagen würde, wenn etwa einer von jenen Finanzmännern, welche nur zu gern Riemen aus dem Fell ihrer Nebenmenschen schneiden, ihn aufs Tapet bringen sollte. Dagegen ließe sich ihre Haut vielleicht zu Trommelfellen und Schuhen verarbeiten, und das wäre des Versuches schon einmal werth, zumal zu einer Zeit, wo so viele Menschen ihre Haut für die Esel hergeben müssen.

Nach dem Zeugniß des Buffon machten die Alten auch Flöten aus den Knochen des Esels, die sie tönender fanden als die von den Knochen anderer Thiere. Manche Esel haben jedoch so wenig Tonsinn, daß selbst ihre Knochen nicht einmal zur Musik taugen würden.

Was die Dienste des Esels betrift, so

ist es bekannt genug, daß er zum Ziehen, zum Lasttragen und zum Reiten mit großem Nutzen gebraucht wird. Eine große Anzahl Esel ist jedoch so träge und zärtlich gewöhnt, daß sie sich lieber von ihren Miteseln ziehen und tragen lassen, als daß sie ihre Knochen dazu hergeben sollten.

Man hat daher sehr Unrecht, wenn man die Esel ohne Ausnahme wegen der schlechten Behandlung beklagt, die ihnen von allen Seiten widerfahren soll, indem sie der Plumpheit und Bosheit nichtswürdiger Buben und schlechtdenkender Bauern bloßgestellt wären. Denn ich getraue mir zu beweisen, daß die Zahl derjenigen Esel, welche von Bauern und Knechten gemißhandelt werden, nicht größer sey als derjenigen, welche für die ihrem Geschlechte widerfahrnen Mißhandlungen das Vergeltungsrecht an den Rücken der Bauern und Knechte ausüben.

Nachdem wir nun den Esel im Allge-

meinen betrachtet haben, wollen wir noch einige besondere Gattungen desselben, deren, soviel ich weiß, noch kein Naturforscher gedachte, genauer untersuchen.

Unter diesen zeichnen sich besonders die groben Esel aus. Man findet zwar unter jedem Himmelsstriche grobe Esel, aber das eigentliche Vaterland derselben scheint doch Deutschland zu seyn, wenigstens stößt man hier zu Lande fast bey jedem Schritt auf einen dieser Gattung. Sie geben sich durch ein plumpes zufahrendes Wesen zu erkennen, indem sie gegen jeden anrennen, einen jeden auf den Fuß treten, einen jeden ins Gesicht schnauzen und überall mit ihren Eseleyen herausplatzen. Die gröbsten Esel sind eine Gattung von Dienst- und Packeseln, die man nicht selten in den Bureau's, in den Vorzimmern der Großen, in den Wachstuben, Poststuben, Accise- und Zollstuben und Kaufläden antrift. Doch giebt es auch grobe Esel von höherer Distinktion,

und die feinste Erziehung ist oft nicht fähig, die Eselsnatur aus ihnen herauszutreiben.

Eine zweyte Gattung sind die stolzen oder hochtrabenden Esel, deren ich bereits oben gedachte. Diese zerfallen in mehrere Spielarten. Einige brüsten sich mit der Hoheit und dem Alter ihres Geschlechts, und tragen den Kopf hoch, um ihr Familienwappen zur Schau zu stellen. Dies sind die Adelstolzen Esel. Andere reißen das Maul auf, um ihre Weisheitszähne zu zeigen. Dies sind die klugstolzen oder gelehrtstolzen Esel; Andere blähen sich auf, um die Geldsäcke zu zeigen, womit sie beladen sind: dies sind die geldstolzen Esel; noch andere brüsten sich mit ihrer Eselsfigur: dies sind die schönthuenden oder koketten Esel, und noch andere blasen die Schnauze auf, um zu zeigen, daß sie Haare auf den Zähnen haben, dies sind die bramarbasirenden oder heldenstolzen Esel, welche ich κατ ἐξοχην Maulesel nennen möchte. Unter diesen scheinen mir

die adelstolzen noch die erträglichsten. Ihr Hochmuth fällt weit weniger zur Last als der der andern. Er äußert sich mehr in einem stolzen Herabsehen und in einer vornehmen Absonderung von ihren nichtadlichen Miteseln, mit welchen sie sich nur zu encanailliren glauben, als in jener beschwerlichen Zudringlichkeit, womit jene uns gleichsam zwingen wollen, ihre eingebildeten Vorzüge anzuerkennen und anzustaunen. Sie gleichen daher gewissermaßen den aufgedunsenen Putern auf einem Hünerhofe, welche ihrer Hoheit sich bewußt, einsam einherwandeln und mit stolzem Blick auf das niedrige Plebejervolk herabsehen, welches da um sie herum schnattert und kräht. Wenn wir sie daher mit unbefangnen Augen betrachten, so gewähren sie in der That mehr Stoff zum Lachen als zum Aerger.

Beschwerlicher sind die klugthuenden und Gelehrtenstolzen Esel. Man kann ihnen nicht ausweichen, sie treten uns überall in den Weg,

um sich ihrer gelehrten Blähungen zu entledigen. Ihr Geschrey klingt immer wie Ego — ego! und ergo — ergo! Alle Weisheit geht von ihnen aus, jedes Unternehmen verheißt einen schlechten Ausgang, weil man sie nicht zu Rathe zog, jede Einrichtung im Staate ist unklug, weil ihr Eselswitz nicht die Idee dazu eingab, jede Staatsverfassung trägt den Keim des Todes in sich, weil der Constitutionsplan nicht aus ihrem Eselsgehirn hervorging, und jede Finanzoperation, jede Kriegsoperation muß schief gehen, weil Sie weder in dem Ministerio, noch in dem Kriegsrathe präsidirten, ja Gott selbst hat einen Fehler begangen, daß er sie bey der Schöpfung nicht zu Rathe zog, sonst wäre dies und jenes besser gerathen, und die Esel wären nicht zum Gehorchen, sondern zum Regieren geschaffen.

Die bramarbasirenden Esel sind das im Thatendünkel, was jene im Weisheitsdünkel sind. Carl der Große, Alexander und Frie-

drich, Prinz Eugen, Blücher und Wellington sind nur Corporale gegen sie, und nur was sie selbst in ihrem Kartoffelkriege erstaunliches, unerhörtes und unglaubliches ausführten, verdient durch den Griffel der Geschichte verewigt zu werden. Sie gleichen gewissermaßen dem alten heidnischen Götzen Püstrich, der einen gewaltigen Schwefeldampf aus seinen hohlen metallenen Backen blies, wenn er ins Feuer gebracht wurde, wiewohl man behauptet, daß sie die Backen einzuziehen pflegen, wenn es ins Feuer geht.

Die lächerlichsten und unerträglichsten Esel aber sind die geldstolzen Esel; nicht allein, weil sie sich mit den Geldsäcken, welche sie tragen, unter allen Eseln am breitesten machen, sondern auch, weil diese Geldsäcke unter allen Vorzügen, worauf ein Esel sich etwas einzubilden pflegt, die zufälligsten sind, und eben so leicht wieder von ihrem Rücken genommen werden können, als sie ihm aufgepackt wurden, in welchem Falle

denn nichts weiter als der nackte und kahle Esel übrig bleibt.

Eine dritte Untergattung der Esel sind die ernsthaften. Der Esel ist überhaupt eine ernsthafte Bestie, und in so fern findet die Schlegelsche Definition von dem Menschen auch auf ihn Anwendung. Manche Esel tragen jedoch ihre Säcke mit einer so ernsthaften Amtsmiene nach der Mühle, und gehen mit einer so gravitätischen Amtswürde um die Welle, daß man leicht verführt werden könnte, sie für etwas mehr als gemeine Zug- und Packesel zu halten, besonders wenn sie statt des Sackes ein Pack Akten tragen, oder mit einer Perücke auf dem Haupte, mit einer Feder hinter dem Ohr und mit einer Brille auf der Schnauze geziert sind. Dieser Ernst ist ihnen so zur andern Natur geworden, daß er nur durch die Witterung einer schönen Eselin gemildert werden, und in eine Art von wohlgefälligem Grinsen verwandelt werden kann. Denn das Lachen

halten

halten sie unter ihrer Eselswürde, und sie würden selbst dann nicht mitlachen, wenn auch, um mit Shakespeare zu sprechen, ein Cato schwören sollte, daß der Spaß des Lachens werth sey. In ihrem ernsthaften Eselsdünkel sehen sie daher einen jeden der lacht für einen Narren, und einen jeden, der das Lachen befördert, für einen Gaukler an, ohne zu bedenken, daß eben sie es sind, welche den Lachlustigen den meisten Stoff zum Lachen geben. Eine vierte Untergattung sind die bedenklichen Esel Es giebt deren, die vor lauter Bedenken, Umsichten und Rücksichten ganz übersichtig sind, und kaum einen Schritt vorwärts zu thun wagen. Der sophistische Esel, der mit seiner Bedenklichkeit zwischen zwei Bunden Heu schwankte, und nicht zum Entschluß kommen konnte, welches von beyden er zuerst fressen sollte, ist in der That nur ein Beispiel von tausend andern Eseln dieser Gattung.

Eine fünfte Gattung sind die empfind-

samen Esel. Diese sind, was man bey diesen Thieren kaum erwarten sollte, mit einem so reizbaren Nervensystem begabt, daß ein weiblicher Triller ihnen wollüstige Verzuckungen, ein Trompetenstoß oder ein Trommelschlag hingegen Ohnmachten zuwege bringt. Man hat täglich Gelegenheit, dergleichen empfindsame Esel in Conzerten und Theatern zu beobachten. Hier besonders ist es, wo ein jeder kräftige Gedanke oder ein jeder launige Einfall, der bey andern wohlthätig das Zwerchfell erschüttert, wie ein Mißton auf ihre Nerven wirkt. Da schreyen sie denn über Verletzung der Vernunft und der Sittlichkeit, von denen sie im Grunde weiter entfernt sind, als der Esel vom Lautenschlagen.

Die bey weitem zahlreichste Gattung der Esel sind die phlegmatischen, unempfindlichen und dickhäutigen Esel. Daß die meisten Esel gegen Prügel und Mißhandlungen aller Art unempfindlich sind, habe

ich schon oben bemerkt. Es ist daher noch weit weniger zu erwarten, daß die Schläge, welche den Rücken ihrer Nebengeschöpfe treffen, sie in ihrer phlegmatischen Gemüthsruhe nicht stören sollen.

Sind sie zugleich dumme Esel, wie das meistens der Fall ist, so giebt es in der That keine beneidenswertheren Geschöpfe als sie, zumal wenn sie bis über die Ohren im Futter sitzen. Denn eines Theils dient ihnen ihre undurchdringliche Eselshaut statt eines Panzers, an welchem alle Seufzer und Wehklagen und alle Pfeile des Mitleids abprallen, andern Theils macht ihnen das übermäßige Denken keine Kopfbeschwerden, auch haben sie als reiche Esel weder zu denken noch zu arbeiten und zu schwitzen nöthig. In der That, wenn man die behagliche Existenz dieser phlegmatischen, üppigen und dummen Esel betrachtet, und sie mit dem geplagten und kümmerlichen Daseyn unzähliger andrer Geschöpfe vergleicht, die neben

ihnen darben, so möchte man fast versucht werden zu glauben, daß der Schöpfer die Welt nur für sie allein, alle andere Geschöpfe aber zu ihren Lastthieren erschaffen habe. Mit Einem Worte: Sie allein sind die wahren Schooßkinder des Glücks zu nennen.

Dies, meine hochzuehrenden Herren! sind so ungefähr die Hauptgattungen der Esel. Es giebt zwar noch eine Menge Spielarten. Aber alle Esel die Musterung passiren zu lassen, dazu möchte kaum ein Menschenalter zureichen, und hoffentlich haben Sie an diesen schon vollkommen zur Genüge. Ich schließe daher diese Vorlesung mit dem aufrichtigen Wunsche, daß die Menschen bald wieder die Oberhand über die Esel erhalten mögen.

Neunte Vorlesung.

Naturgeschichte des Affen.

Hochzuehrende Herren!

Wenn wir den stattlichen aufrecht schreitenden Orang-Utang oder Waldmenschen, Tabula 1 in Buffons Naturgeschichte des Affen betrachten, wie er gleichsam mit dem Marschallsstabe in der Hand den Paradezug der Affen anführt, so bleibt uns kaum ein Zweifel übrig, daß dieses Thier etwas anderes sey, als ein Entwurf zu einem Menschen, der jedoch noch zu weit hinter dem Ideale des großen Bildners zurückblieb, um

ihm den Stempel der Menschheit aufzudrücken, und den göttlichen Odem einzuhauchen.

Denken wir uns einen Bildhauer, der sein Ideal in Marmor darstellen will. Wie manche unvollkommene Skizze muß er oft verwerfen, ehe er ein Modell zu Stande bringt, das seiner Idee entspricht? Eben so scheint die Natur erst durch eine Reihe mißlungener Versuche zur Verkörperung ihres Menschenideals übergegangen zu seyn, wenn wir die ganze Folge der Affen vom Pavian bis zum Orang-Utang die Musterung passiren lassen, ja wir kommen fast in die Versuchung, diese seltsamen Thiermenschen, welche uns Meisterstücken der Schöpfung gleichsam Hohn zu sprechen scheinen, für göttliche Studien oder Vorübungen zu halten, welche der Erschaffung des Menschen vorausgingen. Betrachten wir z. B. den kurz geschwänzten hundsköpfigen Affen auf der 13ten Kupfertafel. Wer zweifelt, daß er der erste Versuch war, die Hundsgestalt zur

Menschengestalt zu veredeln? Hier ist die senkrechte Haltung des Körpers, die jedoch noch zu oft aus der Rolle fällt, und zur vierfüßigen Bestialität herabsinkt. Hier sind die ersten unvollkommenen Entwürfe zu Menschenhänden, hier ist der erste Übergang zum Menschen, mit Einem Worte: hier ist der Pavian. Aber aus dieser Gestalt ließ sich so wenig der Herr der Schöpfung ahnden, daß die Natur es aufgab, von dem Hunde zum Menschen überzugehen. Sie versuchte daher den Übergang von der Katze zu ihrem Ideal, und so entstanden jene katzenköpfigen, krummbuckligten und langgeschwänzten Bestien, welche wir auf den folgenden Tafeln unter dem Namen Maimon, Makak, Patas, Malbruk, Talapoin, Killitrix u. s. w. anstaunen, und deren einige unter dem Namen Meerkatzen bekannt sind.

Ob der Maimon mit dem Philosophen gleiches Namens und sehr geschätzten Anden-

kens, physiognomische Ähnlichkeit hat, das lasse ich dahin gestellt seyn. Soviel ist gewiß, daß er in körperlicher Haltung und tiefsinnigem Gesichtsausdruck etwas von einem Weltweisen hat, der über irgend einen schwierigen metaphysischen Satz nachgrübelt. — Eben so wenig ist es zu verkennen, daß bey allen diesen Affen Katzengestalt mit Menschengestalt verschmolzen, dem Ideale aber nur um ein wenig näher gerückt ist.

Nun aber betrachten wir einmal den Affen, welcher auf der 41sten Tafel unter dem Ehrennamen le Duc vorkommt. Hier ist schon edlere menschliche Proportion. Hier sind Arme, Füße und Hände, wie bey dem Menschen. Hier sind Nase und Augen, hier ist physiognomischer Ausdruck wie bey dem Herrn der Schöpfung. Aber der Rachen, der Schwanz und die Krallen verrathen noch zu sehr die Thierheit. Auch diese Skizze wurde verworfen, und so entstand der Gibbon oder langarmigte Affe auf der 2ten

Tafel. Hier ist dem Ideale schon um ein beträchtliches näher gerückt. Hier ist menschliche Körpergestalt in allen einzelnen Theilen. Hier ist vollkommen senkrechte Haltung, hier ist die Form des menschlichen Kopfes, hier sind Ohren, Mund und Nase wie bey dem Ebenbilde Gottes, hier ist ein zierlich aufgekrümmter Schwedenkopf und ein Backenbart, dessen sich keiner unsrer martialischen Zierbengel zu schämen braucht; hier endlich sind Schultern, Füße, Arme und Hände, deren ausdrucksvolle Geberdensprache keinen Menschendarsteller, wie unser Iffland die Schauspieler sehr sinnreich nennt, keinen wandernden Mimen und Declamator verunzieren würde. Aber das Mißverhältniß der einzelnen Theile zu dem Ganzen ist noch zu groß. Diese Arme und Hände, lang genug um einen ganzen weiblichen Affenharem zu umarmen, passen nicht für ein Meisterstück der Schöpfung, das nur zu einer Ehe en deux bestimmt ist.

Nun entstand der Orang Utang oder Waldmensch, welcher sich uns Tabula I in dieser Reihe mimischer Affendarstellungen präsentirt. Hier ist gleichsam die letzte Station von der Bestie zum Menschen. Und in der That, wenn wir diesen Affen genauer betrachten, so scheint er uns Herren der Schöpfung gleichsam zu einem Rangstreit herauszufordern, oder sich gar über uns lustig zu machen. Übersetzen wir einmal den satyrischen Zug um seinen Mund in eine verständliche Buchstabensprache. „Nur nicht so groß gethan, ihr Herren der Schöpfung!“ — so scheint er uns zuzurufen — „Ihr, die ihr dort so gravitätisch einherschreitet: hier sind auch Leute, die aufrecht gehen so gut wie Ihr, hier sind auch Leute, die ihre Nebengeschöpfe über die Schultern ansehen, so gut wie Ihr. Und was die Sprache betrift, auf die Ihr euch so viel zu Gute thut: ey! versucht es einmal, unsere Affensprache zu studieren, ob nicht mehr Vernunft in ihr als in eurer Menschensprache ist.“ —

In Wahrheit, bey dem Anblick dieses Quasimenschen können wir uns kaum der Vermuthung erwehren, daß der Schöpfer ihn in einer hogarthischen Laune erschaffen habe, nemlich um ein Zerrbild in der Natur aufzustellen, worin der Mensch mit Demuth seine Grundzüge wiedererkennen solle, wenn ihn der Hochmuthsteufel plagt, sich für ein Ebenbild Gottes zu halten. „Ecce homo!" sollte hier gesagt werden — „Siehe da Menschenkind, das ist dein Ebenbild!"

Gleichwohl läßt sich nicht läugnen, daß zwischen dem Orang Utang und dem Menschen noch eine Kluft befestigt ist, welche die Natur mit einer unzähligen Menge Spielarten ausfüllte, die sich mehr oder weniger von dem Affenthum (man erlaube mir auch einmal in dem Geiste unserer neuen Sprachfeger zu sprechen) die sich also mehr oder weniger von dem Affenthum entfernen und in das Menschenthum hinüberspielen. — Unter diesen Spielarten begreife ich alle jene civili-

sirten Affen, welche zwar eine menschliche Erziehung genossen haben, in menschlicher Sprache unterwiesen sind, in menschlicher Kleidung umhergehen, aber gleichwohl nach ihrer Affennatur, ihren Affenneigungen und Affengelüsten, mit gleichem Rechte wie der Orang Utang und der Gibbon zu den Affen gehören, ja mitunter sogar in die Familie der Paviane hinüberspielen. Betrachten wir z. B. den alten geilen Trödeljuden Rips. Welchem vernünftigen Manne fällt es wohl ein, ihn für etwas anders als eine Spielart des Pavians zu halten, besonders wenn er mit der Leichtfüßigkeit eines bocksgestalteten Satyrs, seinen grauen Haaren, seiner runzelvollen Stirn und seinem schweinsledernen Einbande zum Trotz, auf Amors freyer Pürsch dem Wilde nachjagt? — Abstrahiren wir von den Kleidern, worin er seine Affengestalt zu verstecken sucht. Denken wir uns ihn in puris naturalibus, und ich zweifle keinesweges, daß wenn irgend ein Naturfor-

scher ihn auf der Küste von Congo herumschweifen, oder mit einem Affenweibchen kosend auf einem Dattelbaume sitzen sähe, wie ihn bald in allen naturhistorischen Werken in effigie anstaunen würden, etwa unter dem Namen: der bocksartige Affe, oder Simia hircus, weil es in der That scheint, als ob die Natur zu seinem Wesen zwey Theile Pavian und einen Theil Bock genommen habe, obgleich ihm auch etwas Beymischung von der Schweinenatur nicht abgesprochen werden kann. Oder betrachten wir den Rathsherrn Schlenderianus, der dort in steifer Gravität vor uns vorüberschreitet. — Vorsichtige Praktikanten pflegen den Testamenten eine Clausel anzuhängen, die Codizillarklausel genannt, welche ungefähr also lautet: „Sollte dieser mein letzter Wille nicht als ein förmliches Testament gelten können, so will ich doch, daß er als ein Codizill, ein Legat, eine Donatio mortis causa etc. bestehen solle. — Eben so erscheint mir unser Rathsherr

Schlenderianus als ein Geschöpf, dem sein Schöpfer die Codizillarklausel angehängt hat: „Sollte dieses mein Werk nicht als ein zu Recht beständiger Mensch gelten können, so will ich doch, daß es als ein Orang Utang, Gibbon oder Maimon bestehen solle.“ — Denn machen wir einmal den Versuch, einem Orang Utang seinen Amtsrock anzuziehen, und ihn auf einen Nußbaum zu setzen: ob nicht alle Welt sich wundern wird, wie der ernsthafte und gravitätische Rathsherr Schlenderianus, seiner Amtswürde zum Troz, auf den Nußbaum geklettert sey.

Ich will nicht einmal davon sprechen, daß die Natur schon seinem Äußeren den Typus des Affencharakters aufgedrückt hat: ungeachtet sich schon aus diesem verrenkten Gliederbau, diesem triangelförmigen Kopf, diesen hochstehenden Ohren und diesem zum Hufeisen verzogenen Munde der Orang Utang ausspricht, und wir in der That die zweyte Ausgabe des Buffonschen Waldmen-

schen, Tabula 1, mit einigen erläuternden Noten des Herausgebers in ihm zu erblicken glauben. Aber was ihn mehr noch als seine Gestalt charakterisirt, ist diese Orang-Utangsgravität, diese erborgte, nachgeäffte, irgend einem hohen Original abgesehene Miene von Wichtigkeit, und diese Steifheit der Haltung, welche er auch mit dem calecutischen Hahn gemein hat. Mit Einem Worte: hier ist wahrer Affencharakter, Nachahmungssucht, hier ist der Orang Utang in toga.

Doch damit man mir nicht Mangel an systematischer Ordnung vorwerfe, so will ich erst die Genera herzählen, und aus ihnen dann die Species entwickeln. Ich theile also die Affen ein in wilde und civilisirte, jenachdem sie im Stande der Natur oder in Staaten und bürgerlichen Gesellschaften leben. Meine civilisirten Affen zerfallen wiederum in drey Unterabtheilungen, nemlich in Zieraffen, lüsterne Affen und Maulaffen.

Unter den Zieraffen sind zu bemerken: erstens, die gravitätischen Affen, zu denen mein Rathsherr Schlenderianus als Simia togata oder Affe mit der Amtsmiene gehört.

Diese Gattung von Affen verräth sich wie gesagt gar bald durch ihren physiognomischen Ausdruck. Ihr Gesicht sieht gewissermaßen aus wie ein obrigkeitliches Mandat, welches mit dem Amtssiegel und 2 Groschen Stempel bedruckt und mit dem Vermerk: ex officio, Dienstsachen, bezeichnet ist.

Außerdem verdient in dieser Klasse einer besondern Erwähnung der kleine Pabst, oder Simia in pontificalibus. Dergleichen in geistlicher Gravität einherschreitende Affen brauchen wir eben nicht weit zu suchen.

Überall glauben sie auf der Kanzel zu stehen, jeder Laut, den sie von sich geben, ist ein Evangelium, und die ganze Menschheit sollte ihnen billigerweise den Räuchertopf nachtragen.

Jedoch begegnet es diesen gravitätischen Affen zuweilen, daß sie aus der Rolle fallen und ihre priapische Affennatur auf eine höchst kurzweilige Art verrathen, wo denn die Amtsperücke und die päbstliche Würde sehr ins Gedränge kommen.

Eine ganz ähnliche Spielart dieser gravitätischen Zieraffen sind die majestätischen. Diese geben sich durch eine possierliche majestätische Haltung, durch eine gewisse Protektormiene zu erkennen, mit welcher sie auf uns herabsehen.

Es giebt zweierlei Gattungen derselben, den großen und den kleinen Protektor. Von der ersteren Gattung ist einer bekannt, der unter dem Namen Imperator mundi oder Universalmonarch beinahe ganz Europa durchstrich und sich für schweres Geld sehen ließ. Er war ungefähr 4 Fuß hoch und ziemlich breitschultrig. Im Jahr 1802 hatten sich die Hofschranzen am Pariser Hofe den

Spaß gemacht, ihn mit einem Purpurmantel zu bekleiden und mit Krone und Scepter zu schmücken. Ungemein possierlich — sagt der scherzhafte Naturforscher, Pater Spiridion, von welchem ich diese Notiz entlehnt habe — ungemein possierlich war die nachgeäffte Majestät, mit welcher dieser Affe den Thron bestieg. In seiner Miene waren deutlich die Worte zu lesen: Wir Orang Utang der Große, von Gottes Gnaden ꝛc. Aber er fiel nur zu leicht aus der Rolle, und es brauchte ihm nur etwas vorzukommen, was seine Affenbegierde reizte, flugs rannte er von den Stufen des Thrones herab, um es zu erhaschen, und ließ Purpur, Krone und Scepter im Stich. Der kleine Protektor pflegt sich gleichfalls bey Hofe, jedoch auch in den Vorzimmern und Bureaus hoher Staatsbeamten zu zeigen. Seine Geberden fallen fast noch mehr ins Lächerliche, weil er nichts weiter als die Copie einer andern Copie zu seyn strebt. Er giebt sich gleich-

falls durch ein hohes Herabsehen und durch eine vornehme Einsilbigkeit zu erkennen, hinter welcher er große Geheimnisse zu verbergen scheint. Jedes Gesuch beantwortet er entweder durch ein majestätisches Kopfschütteln oder durch eine huldreiche Neigung seines Hauptes, womit er uns sagen zu wollen scheint: „wir werden euer Gesuch höchstselbst in Erwägung ziehen. Sind euch in Gnaden gewogen." —

Eine dritte Gattung der Zieraffen sind die Ceremonienaffen. Sie zeichnen sich durch eine marionettenmäßige Haltung des Körpers, durch ein Geberdenspiel aus, welches nach dem Winkelmaß und Zirkel abgemessen zu seyn scheint. Der Ritter Godofredus erzählt uns in seinen Werken de bestiarum ingenio, welches leider in dem Zeitstrohme untergegangen ist, daß er am Hofe des Kaisers von China einen dergleichen Affen gefunden habe, welcher das Ceremonienmeisteramt verwaltete. Dieser

Affe ging stets chapeaubas und in höchster Galla. Er paßte dergestalt auf den Dienst, daß wenn seine Majestät niesete oder rülpste, wobey Höchstdieselben eben kein Blatt vor's Maul zu nehmen pflegten, er sich mit der Nasenspitze bis an den Fußboden verbeugte, welche Verbeugung denn von dem ganzen Hofgesinde marionettenmäßig nachgemacht wurde. In der That ließe sich an Höfen, wo das Maschinenwesen eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, von diesem Ceremonienaffen ein sehr zweckmäßiger Gebrauch machen, wenn man ihn nemlich abrichtete, das Signal zu den Reverenzen, Kniebeugungen und andern Evolutionen der Hoftaktik nach Art der Kapellmeister durch Taktschläge, oder nach Art der Flügelmänner durch Zeichen zu erkennen zu geben, welche das Commandowort des Ceremonienmeisters dem ganzen Hofmarionettenpersonal versinnlichten. — Doch dies scheinen pia desideria, wie mancher andere zweckmäßige Vorschlag.

Gehen wir nun zu der vierten Gattung der Zieraffen, nemlich zu den Modeaffen über.

Es ist eine bekannte Sache, daß die Nachahmungssucht ein Hauptzug in dem Charakter des Affen ist. Le Vaillant liefert interessante Beyspiele. Man braucht nur in seiner Gegenwart einen Rock oder ein Paar Hosen anzuziehen, sogleich wird der Affe es nachmachen. Eben so offenbart sich seine Nachahmungssucht in Hinsicht menschlicher Sitten und Gebräuche. Buffon erzählt, daß er die Bekanntschaft eines Orang Utangs gemacht habe, der denen die ihn besuchten, gar höflich die Hand gab, um sie beym Abschiede wieder hinaus zu begleiten. Derselbe Affe setzte sich zu Tische, that sein Tellertuch aus einander, wischte sich das Maul damit, bediente sich des Löffels und der Gabel wie ein Mensch, ja er schenkte sich selbst Wein ein, trank und machte viele andere Dinge nach. — Froger spricht sogar

von einer Affengattung an den Ufern des Flusses Gambia, welche den Menschen, die sich in ihre Republik verirren, einen Stock darreichen, und sie zwingen, sich mit ihnen zu schlagen. Hierin liegt also offenbar eine Herausforderung zum Duell, und auch dieser menschliche oder vielmehr unmenschliche Gebrauch hat daher seine Nachahmer unter den Affen gefunden, oder — was mir in der That wahrscheinlicher dünkt — die Menschen haben ihn den Affen abgelernt. — Dem sey wie ihm wolle: so viel ist gewiß, daß die Affenjäger sich eines wohlberechneten Kunstgriffs bedienen, um den Affen zu fangen. Sie ziehen nemlich im Angesichte desselben ein Paar Stiefeln an, gehen dann bey Seite, lassen aber ein Paar mit Pech ausgeschmierte Stiefeln zurück. Sogleich rennt der Affe herbey, zieht die Pechstiefeln an, und liefert sich dadurch selbst den Händen seines Feindes aus. Hier dringt sich uns eine auffallende Ähnlichkeit zwischen einem gewissen

Volke und diesen thörigten Affen auf. — Denn sind die fremden Moden und Sitten, die es nachäfft, nicht auch den Pechstiefeln der Affenjäger zu vergleichen, die es eben so leichtsinnig anziehet, worin es eben so gewiß stecken bleibt, und sich den Händen seiner Feinde ausliefert? — Ist dieses Volk also, mit Respekt zu sagen, nicht ein wahrer Affe? —

Nach dieser kleinen Abschweifung wollen wir nun einige besondere Spielarten der Modeaffen beleuchten.

Zuerst zeichnet sich unter ihnen aus der französirende Affe, auch Monsieur Fanfaron genannt. Diesen Affen genauer zu conterfeyen wäre eine sehr überflüssige Mühe. Er dringt sich uns überall auf, besonders da, wo die sogenannte feine Welt oder die Affen von bon ton ihr Wesen treiben. Hier ists wo Monsieur Fanfaron sich stets im neuesten Pariser Costum darstellt, wo er entweder ein Vaudevill trällert

oder einen Calembourg herauswiehert, oder eine candirte Zote ausstreut, mit Einem Worte: hier ists, wo Monsieur Fanfaron sich rein ausspricht, und den Sieg über das Herz der Mademoiselle oder Comteß Fanfaron davonträgt.

Ein Gegenstück zu unserm französirenden Affen ist der englisirende oder langschößige Affe, welchen ich auch Sir Herington oder Lord Ladenschwengel nennen möchte. Dieser Affe scheint sich eine Zeit lang versteckt gehalten zu haben, kommt aber jetzt mit Macht wieder zum Vorschein. Sir Herington giebt sich sehr bald durch seine langen Schöße, womit er den Straßenkoth fegt, und durch seinen weitgefalteten Oberrock zu erkennen, aus dem jedoch, aller Bemühungen des Costumkünstlers ungeachtet, der Affe aller Orten hervorguckt.

Eine fünfte Gattung der Zieraffen endlich sind die grimassirenden Affen, unter denen sich zwey Species, nemlich die kleine

Kokette

Kokette und der Zierbengel oder Stutzer am meisten auszeichnen.

Einige Naturforscher wollen die Entdeckung gemacht haben, daß das Orang Utangweibchen zuweilen die Spröde und Verschämte spiele. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn wir auch ähnliche Zieräffchen unter den civilisirten Affen finden. Der bereits oben gedachte Pater Spiridion erzählt uns in seinem Werke de natura et virtutibus simiarum, daß er Meerkatzen gefunden habe, welche in Ohnmacht fielen, wenn ein paar Fliegen indezent genug waren, sich vor ihren Augen zu begatten. Er fügt jedoch hinzu, daß diese Meerkatzen, sobald sie sich unbemerkt glaubten, eben kein Mißfallen an dergleichen Naturspielen zu haben schienen.

Was den Zierbengel betrift, so verstehe ich darunter diejenigen grimassirenden Affen, deren Wesen, wie schon der Name er-

giebt, aus einem Theil Ziererey und einem Theil Bengeley zusammengesetzt ist. Ziererey scheint jedoch nur der einstudirte, Bengeley aber der natürliche Charakter zu seyn, und wir bemerken daher, daß er aus der Ziererey stets in die Bengeley zurückfällt. Unter allen Sprachfegerversuchen des verdienten Herrn Campe gereicht ihm keine zum größern Ruhme als dieser Zierbengel.

Außerdem kann man zur Gattung der grimassirenden Affen noch die Brillenaffen zählen, worunter ich diejenigen verstehe, welche ungeachtet ihres guten Gesichts stets eine Brille auf der Schnauze tragen. Man muß sich daher hüten, diese Brillenaffen mit einer Gattung von Menschen zu verwechseln, welche wegen wirklicher Kurzsichtigkeit zur Augenkrücke ihre Zuflucht zu nehmen gezwungen sind. Denn diese sind es eben, welche er nachäfft, und dadurch den höchsten Rang auf der Stufenleiter der Affen zu er-

klimmen strebt, indem er ein Gebrechen heuchelt, womit er nicht behaftet ist.

Nachdem wir nun die erste Hauptgattung der civilisirten Affen betrachtet haben, wollen wir zu der zweyten Hauptgattung, den lüsternen Affen, übergehen. Diese zerfallen wiederum in mehrere Species, unter denen ich nur zwey, nemlich den geilen Affen und den Gourmand oder das Leckermaul auszeichnen will. Der geile Affe, auch Simia libidinosa oder Priapus genannt, gehört eigentlich in das Geschlecht der Paviane, welche wegen ihrer Geilheit sich selbst unter den Affen einen Namen gemacht haben.

Die Familienverwandschaft ist unläugbar, wenn anders Körperbau, physiognomischer Ausdruck und Temperament Familienverwandschaft zu erkennen geben, und es ist unmöglich, unsern Priapus nicht sogleich aus allen civilisirten Affen herauszufinden. Betrachten wir diese lüsternen Pavians-

augen, die er wie er ein paar Feuerräder im Kopfe herumrollt, um seinen Fang zu erspähen. Betrachten wir diese schnüffelnde Hundsnase, welche in Hinsicht des Spürtalents nur mit einer Zöllnernase oder geheimen Polizeynase verglichen werden kann, und schon auf Meilenweite ihr Schlachtopfer zu wittern und den Wildgeruch einzusaugen scheint. Betrachten wir dieses lechzende Maul, das immer zuschnappen will, und seine hinterlistige Bocksgier durch ein priapisches Grinsen verräth. Fügen wir noch diesen gekrümmten Affenrücken, dieses knöcherne Xförmige Fußgestell cum attinentiis dazu, so verkündet uns alles den Pavian, welchen wir Tabula 13 in effigie bewundern. Wir haben oben bereits die Bekanntschaft des alten Trödlers gemacht, der durch seine Lüsternheit nach Wildpret, besonders nach jungem unreifen seine Paviansnatur zur Genüge verräth. Dieser aber ist nur ein Beyspiel von unzähligen andern, denen jeder

wachsame Hausvater Fußangeln legen sollte, weil sie durch Lockspeisen aller Art das junge unerfahrne Täubchen in ihr Netz zu kirren verstehen. Die Naturforscher Schouten, Dampiere und Froger versichern, daß gewisse Affen sehr begierig auf die Weibspersonen sind, sie zuweilen in Wäldern überfallen und nothzüchtigen; die beyden letzten fügen hinzu, daß dergleichen Affen sogar Mädchen von 8 bis 10 Jahren wegschleppen, und sie mit sich auf die Bäume nehmen, wo man denn große Mühe habe, diese Kindlein ihren Umarmungen zu entreißen. Ich frage: machen es unsre civilisirten Paviane und Orang Utangs, die zuweilen mit Stern und Ordensband geschmückt sind, um ein Haar besser, als jene in der Wildniß herumschweifenden? Und haben Väter und Ehemänner nicht bey weitem größere Ursach, ihre Frauen und Töchterchen vor den Nachstellungen dieser unverschämten Lüstlinge, welche jedes harmlose Reh, welches sich von ungefähr in

ihr Revier verirrt, sogleich für eine gute Prise erklären, in Acht zu nehmen, als die Neger und Indianer? Denn die wilden Affen verrathen ihr geiles Gelüst wenigstens durch einen offenen Angriff, diese civilisirten Affen aber schleichen unter allerhand Masken umher, um zu sehen, wen sie verschlin- mögen, und gehen dabey so systematisch und taktisch zu Werke, daß man nicht genug vor ihnen auf der Hut seyn kann. Was den Gourmand oder das Leckermaul betrift, so verstehe ich darunter diejenigen civilisirten Affen, welche von so delicatem und verwöhntem Gaumen sind, daß alle vier Welttheile sich vereinigen müssen, um ihren Gaumenkitzel zu befriedigen. Es ist bekannt, daß der Orang Utang ein gewaltiger Näscher ist und des Zuckerbrodts und der süßen Mandeln und Feigen nicht genug haben kann, unser Gourmand aber übertrift ihn noch bey weitem. Wir haben täglich Gelegenheit, ihn in den Musäen des feinen Ge-

schmacks, ich meine in den Restaurationen und Leckerbuden zu beobachten, wo er oft in einer Viertelstunde so viel vernascht als hinreichend seyn würde, die ganze Schaar seiner hungrigen Gläubiger mit Brodt zu sättigen. —

Und nun lassen Sie uns endlich zu der dritten Hauptgattung, nemlich zu den Maulaffen übergehen. Dies sind diejenigen schmalköpfigen Affen, welche über alles, was ihnen noch nicht vorgekommen ist, das Maul aufreißen. Ich habe neuerlich dergleichen Maulaffen zu beobachten Gelegenheit gehabt, welche mir die Ehre wiederfahren ließen, über meine satyrischen Scherze ein Geschrey zu erheben. Da nun eine Ehre der andern werth ist, so habe ich nicht unterlassen wollen, ihnen in dieser Affengallerie einen Platz einzuräumen.

Zehnte Vorlesung.

Über das Manschetten- oder Landsturmfieber, und über die Gallomanie oder Franzosensucht.

Hochgeschätzte Herren!

Das Manschetten- oder Landsturmfieber, dessen, soviel ich weiß, noch in keinem medizinischen Werke seit Hippokrates und Galenus gedacht wurde, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen für den denkenden Arzt, und verdient gewiß keine geringere Aufmerksamkeit als das jetzt so allgemein herrschende Lazarethfieber.

Denn es ist nicht allein mit einer totalen Erschlaffung des Leibes und der Seele begleitet, sondern auch von so epidemischer Natur, daß es sich in Einem Nu über die Bewohner einer ganzen Stadt, ja eines ganzen Landes verbreiten, und eine allgemeine Stockung in dem Staatskörper hervorbringen kann.

Wie das Manschettenfieber vor etwa acht Jahren in unserm Vaterlande wüthete, ist männiglich bekannt. Damals wurden einige wegen ihrer Fuchspolitik bekannte Herren, die jene gepriesene Eselstugend, die Geduld, eben so lakonisch, als überzeugend predigten, sich jedoch durch ein bekanntes Hasenmanövre von dieser Tugend höchstselbst dispensirten, zuerst damit befallen, und wie ein elektrischer Funke theilte sich das bösartige Miasma einem großen Theile des Gemeinwesens mit. — Doch weg mit solchen Erinnerungen! Sie mischen nur Wermuth in den Becher des guten Humors, und ver-

derben uns den Genuß der Gegenwart, welche allmählig einen süßeren Beigeschmack gewinnt.

Einen weniger bösartigen Charakter hatte das Manschettenfieber, welches sich zur Zeit des Landsturms in unsrer guten Stadt äußerte. Damals war in der Totalität des Volks ein besserer Geist erwacht, und jene Fiebersymptome waren nur schwache Schatten in dem lichtvollen Gemälde der Zeit.

Alle besonnenen Männer trugen das Vorgefühl einer besseren Zukunft in ihrer Brust, und die wenigen Hasenherzigen gaben ihnen in der That mehr Stoff zum Lachen als zum Weinen. Die Erfahrung hat ihre Erwartungen gerechtfertiget. Unsre siegreichen Heere stehen schon jenseit des Rheines, und die Nervenschwachen wagen es allmählig wieder Athem zu schöpfen, ja einigen ist plötzlich der Kamm dergestalt geschwollen, daß sie nach der Schlacht bey Leipzig nicht allein nach Berlin zurückgekehrt, sondern — kaum sollte

man es glauben — sogar nach dem Schlachtfelde gereiset sind, um ihre Augen an dem Anblick der todtgeschlagenen Quälgeist r zu weiden, die übrigens nur einen Finger zu bewegen brauchten, um sie in Einem Athem wieder nach Stargard und Frankfurt an der Oder zurück zu j gen. Es giebt jedoch andre, welche weislich noch bis diesen Augenblick in ihrem sichern A yl hinter der Oder oder Weichsel zurück bleiben. — Denn wie beruhigend auch immer der gegenwärtige Stand des politischen Barometers seyn mag: so lange noch der entsetzliche, verderbenschwangere Davoust Hamburg in seinen Klauen festhält, so lange noch ein drey Fuß hoher französischer Voltigeur einen Maulwurfshügel an der Elbe vertheidigt, hat ein vorsichtiger Mann fortwährend zu fürchten Ursach. Wer will ihn daher tadeln, wenn er erst abwartet bis Hamburg, Magdeburg und Wittenberg gefallen sind, und dann erst wie ein weiser Fabius Cunctator mit seinem schwer

bepackten Wagen nach dem lieben üppigen Berlin zurückkehrt, um sich durch Dallachsche Kraftbrühen und Jostysche Leckerbissen für lange Entbehrungen bey den Hyperboräern in der Provinz zu entschädigen, und seinem Patriotismus durch den geistreichen Zuspruch Luthers, des Weinhändlers, einen neuen Schwung zu geben? Dem sey wie ihm wolle! Unter Uns, meine Hochzuehrenden! ist hoffentlich Keiner, den der Ausruf: Napoleon ante portas! noch jetzt in Schrecken zu setzen vermöchte; vielmehr sind wir hoffentlich zu derjenigen philosophischen Seelenruhe zurückgekehrt, welche vonnöthen ist, um gemüthliche Reflexionen über die Natur einer so merkwürdigen medizinischen Erscheinung, wie das Manschetten- oder Landsturmfieber ist, anzustellen.

Dies vorausgesetzt lassen Sie uns daher zuvörderst die Symptome desselben betrachten, und dann zu der ärztlichen Behandlung übergehen.

Das Manschetten- oder Landsturmfieber äußert sich bey nervenschwachen Leuten gemeiniglich alsdann, wenn seit einiger Zeit keine Nachrichten von der Armee eingegangen sind, oder wenn die eingegangenen Nachrichten keinen neuen Sieg verkünden, oder wenn Privatnachrichten ein dumpfes Gerücht von vorgefallenen Unfällen veranlassen, mit Einem Worte: wenn die Einbildungskraft mit traurigen Vorstellungen von herannahenden Feinden, von Requisitionen, Raub, Plünderung und Todschlag beschäftiget wird.

Es kündigt sich zuerst durch das sogenannte Manschettenwackeln, das heißt durch ein sichtbares Frösteln und Zittern an, ferner durch ein bleiches Ansehen, Zurücktreten des Bluts aus den Extremitäten, dumpfes Hinstarren oder unstätes furchtsames Herumirren der Blicke. — Bald aber vermehrt sich die Beklemmung, ein heftiges Herzpochen erfolgt, ein kalter Angstschweiß tritt vor die Stirn,

die Kniee schlottern, die Zähne klappern hörbar, es zeigen sich Anwandlungen von Schwindel und Ohnmacht, welche mit einem unaufhaltbaren Diarrhöe begleitet zu seyn pflegen. —

Die quälendste Unruhe treibt und peitscht den Patienten von einer Stelle zur andern, von einem Kaffeehause zum andern, von einer Ressource zur andern, von Martinet zu Josty, von Josty nach der Börse, von der Börse unter die Linden, von den Linden ins Schauspielhaus u. s. w. Seine mit Schreckbildern erfüllte Phantasie leiht allen Gegenständen, die ihn umgeben, Farbe und Gestalt des ihm drohenden eingebildeten Übels. Er ist des richtigen Gebrauchs seiner Vernunft und seiner Sinne nicht mehr mächtig. Er sieht und hört falsch, seine Furcht vergrößert alles, Mäuse verwandeln sich ihm in Elephanten, Zwerge in Riesen, ein Windstoß oder eine zugeworfene Thür in

eine Kanonade, ein dampfender Schornstein in eine Feuersbrunst.

Das Klirren eines Säbels, das Rasseln eines Ladestocks, das Trampeln eines Pferdehufes macht ihm das Haar sträuben. — Überall sieht er Feinde. Friedlich nahende Kosaken sieht er für wuthschnaubende französische Chasseurs, und unsre braven Landwehrmänner für rachsüchtige feindliche Tirailleurs an. Mit Einem Worte: der Krankheitsstoff hat seinen Verstand angegriffen. In seiner Seelenangst läuft er nach der Post, bestellt Extrapostpferde und fährt als ob ihm der Kopf rauchte, nach Stargard, Frankfurt an der Oder, oder gar nach Königsberg in Preußen. Man tadle ihn deshalb nicht. Denn es ist durch vielfältige Erfahrungen außer Zweifel gesetzt, daß das Manschettenfieber eben sowohl den Tod oder einen unheilbaren Wahnsinn zur Folge haben kann, wie das hitzige Nervenfieber, oder irgend ein anderes bösartiges Fieber.

Dies, meine Hochzuehrenden! sind die charakteristischen Kennzeichen dieser Krankheit. Zuweilen sind sie jedoch mit andern Äußerungen gepaart, die mit ihnen im Widerspruch zu stehen scheinen. Wir sehen oft Leute, bey denen sich jenes Fieberfrösteln, jene Bleichsucht, jenes Zähnklappen und jenes unstäte Herumirren im hohen Grade hervorthut, die sich gleichwohl über die Feiglinge lustig machen, welche nichts als Furchtgespenster erblicken; wir sehen sie ironisch lächeln, oder gar humoristisch lachen, singen, trällern und pfeifen, wenn irgend ein Kleinmüthiger Besorgnisse äußert, welche er durch so eben aus sichrer Quelle, nemlich aus dem offiziellen Munde dieses oder jenes prinzlichen Tafeldeckers, erhaltene Nachrichten rechtfertigt. Ja, wir sehen sie nicht selten, von patriotischem und heroischem Eifer erglühend, mit der Faust auf den Tisch schlagen, und denjenigen für einen Hasen und Hundsfott erklären, der in dieser Zeit der Hochherzig-

keit noch etwas fürchten könne. Solche Zeichen des Muthes machen uns stutzen und an der Untrüglichkeit der bemerkten Symptome zweifeln.

Aber lassen wir uns dadurch nicht irre machen. — Wären wir im Stande, diese Herren zur Zeit des Manschettenfiebers in ihre innerste Behausung zu verfolgen, und sie dort zu beobachten, wie sie so emsig und sorgsam ihr Silbergeräth, ihre Baarschaften und Staatsobligationen zusammenpacken, ihre Rechnungen abschließen, und sich zur Abreise anschicken, so würden wir uns bald genug überzeugen, daß ihr heroisches Feuer nur ein knisterndes Strohfeuer ist. Da sie jedoch diese Vorsichtsmaaßregeln in den dichtesten Schleyer zu hüllen pflegen, so müssen wir uns schon auf andre Experimente und Muthproben beschränken, die eben so einfach als untrüglich sind, wenn sie anders mit Geschicklichkeit angestellt werden. Flüstern wir z. B. unserm Nachbar sehr geheimnißvoll

in die Ohren, und lassen dabey die halblauten Worte: Davoust, Franzosen, Plünderung, Requisitionen und ähnliche bedenkliche Worte fallen, so werden wir bald genug den galvanischen Eindruck bemerken, den sie auf das Nervensystem unsers Helden hervorbringen. Mitten im Redestrohme wird seine Zunge stocken. Gleich den Gänsen, wenn ein Ungewitter heraufzieht, wird er den Hals emporrecken. „Was ist? Was giebts?" wird er lispeln, und das Quecksilber seines Heldenmuthes wird plötzlich um mehrere Grade unter den Gefrierpunkt herabsinken.

Zur Zeit des Landsturms gab es noch andre Zeichen des Manschettenfiebers, welche nur selten trügen. Man bemerkte nemlich, daß oft die gesundesten Leute mit einer totalen Gebrechlichkeit heimgesucht wurden. Einige derselben wurden, ihrer Wohlbeleibtheit zum Trotz, von einem schwindsüchtigen Husten befallen, andre, die sonst auf allen Bällen durch ihre Leichtfüßigkeit geglänzt

hatten, wurden von dem Podagra an ihren Polsterstuhl festgebannt, oder mußten wegen einer Lähmung an Krücken gehen. Hier kam plötzlich ein Höcker zum Vorschein, dort ein unheilbarer Bruchschaden, hier Harthörigkeit oder Taubheit, dort Blindheit oder Kurzsichtigkeit, ja, was das seltsamste war: junge Leute von dreißig Jahren verwandelten sich augenblicklich in sechzigjährige Greise, die als eingefleischte Pietisten mit dem Gesangbuche unter dem Arm in die Kirche wankten.

Es gab zwar zweifelsüchtige Spötter, welche an diese schnell entstandene Gebrechlichkeit nicht glauben wollten, sie vielmehr für eine Erdichtung, für eine Nothschanze, oder gleichsam für einen Landsturm gegen den Landsturm hielten: aber wir haben hier um so weniger Ursach an eine Erdichtung zu glauben, als diese Herren ihre Gebrechen durch authentische ärztliche Atteste zu beurkunden vermochten, und es ist daher außer

Zweifel gesetzt, daß sie eine unausbleibliche und natürliche Folge des Manschettenfiebers waren, so gut wie das Zähnklappen und Herzpochen.

Nachdem ich nun meine hochzuehrende Herren mit den Ursachen, Kennzeichen und Wirkungen bekannt gemacht habe, wollen wir zu der Art und Weise übergehen, wie sich der Patient verhalten müsse.

Im Allgemeinen gilt hier die Regel, sich vor Örtern zu hüten, wo der Ansteckungsstoff eine auffallende Wirkung äußert. Der Patient lasse es daher seine erste Sorge seyn, sich von dem Schauplatze des Krieges so weit wie möglich zu entfernen. Eine Entfernung von 100 und mehreren Meilen wirkt specifisch auf die Verminderung des Übels. Ist man in der Lage, sich ganz von dem festen Lande Europa's trennen, und nach Amerika entkommen zu können, desto besser. Denn die neuere Kriegsgeschichte hat uns die Augen darüber geöffnet, daß der Kriegsschau-

platz sich sogar von der Seine bis an die Wolga ausdehnen könne, und daß selbst eine Chambre garni in Moskau noch kein Asyl für einen vernünftigen Mann gewährt, der seine Haut gern in Sicherheit bringen möchte. Da jedoch nur wenige in der Lage sind, sich weit von ihrem Wohnorte entfernen zu können, so mögen folgende Verhaltungsregeln zur Richtschnur dienen.

Man hüte sich vor allem, was die Einbildungskraft ergreifen und das Nervensystem erschüttern könnte. Man vermeide es daher, sich an Orte zu begeben, die der politischen Kannengießerei gewidmet sind. Man halte sich daher fern von allen Kaffeehäusern, Ressourcen, Zeitungsklubbs, Börsen und andern öffentlichen Versammlungsorten. Wie leicht könnte es geschehen, daß hier etwas von Napoleon und dem furchtbaren Davoust verlautete, und augenblicklich würde sich das Zähnklappen und Manschettenwackeln einstellen. Sind wir aber durch unsere Ver-

hältnisse diese Orte zu besuchen genöthigt, so verschließen wir unsre Ohren allen politischen Gesprächen, und eilen so bald wie möglich wieder nach Hause, ohne unterwegs zu verweilen. Denn nichts ist gefährlicher als ein langer Aufenthalt auf Straßen und Märkten. Der Zufall könnte es ja so fügen, daß uns, wie wir um eine Ecke biegen, ein Wagen voll Verwundeter begegnete, oder daß wir auf eine im Sturmschritt aufmarschirende Colonne, oder gar auf eine Compagnie stießen, die im Gebrauch des Schießgewehrs geübt wird, und wir könnten augenblicklich den Tod davon haben.

Hiernächst ist es durchaus nöthig, daß wir in unserm Hause einen Cordon oder eine Douanenlinie gegen alle Zeitungen und politischen Schriften anordnen, damit nicht etwa der Manschettenfieberstoff sich durch diese uns mittheile. Denn wie die Pest durch Briefe verbreitet werden kann, so kann auch durch eine einzige Zeitungsnachricht: z. B.

der Kaiser Napoleon hat eine neue Conscription von 300000 Mann decretirt, oder: man spricht von einem allgemeinen Landsturm in Frankreich, oder: schon strömen die Söhne des Vaterlandes in Eilmärschen den bedroheten Grenzen des Reichs entgegen u. s. w. in Einem Nu das Manschettenfieber über alle Bewohner eines Hauses, ja über eine ganze Gemeinheit verbreitet werden.

Jetzt fragt es sich: welche Maaßregeln hat die Gesundheitspolizey gegen das Verbreiten dieser Epidemie zu ergreifen? Sie sey vor allen Dingen darauf bedacht, eine Quarantaine dagegen anzuordnen. Denn das Manschettenfieber verdient es in der That, daß die Polizey ihm dieselbe Aufmerksamkeit widme, wie der Pest, dem gelben Fieber, dem ansteckenden Typhus und der Rindviehseuche, weil es den nachtheiligsten Einfluß auf den bürgerlichen Verkehr, auf die öffentliche Verwaltung und auf das Wohlbefinden des Staatskörpers hat. Sie

habe daher ein wachsames Auge auf alle diejenigen, welche den Fieberstoff ins Land einzubringen beabsichtigen. Zeigen sich jedoch bereits Spuren der Ansteckung, und ist es nicht thunlich, den Verkehr der angesteckten Personen mit dem Publikum durch Sperrung ihrer Häuser zu verhindern, so sey man wenigstens darauf bedacht, sie durch irgend ein äußeres, in die Sinne fallendes Abzeichen von den Gesunden zu unterscheiden, damit ein jeder, dem seine Gesundheit lieb ist, sich vor ihnen in Acht nehmen, und sich vor Ansteckung bewahren könne.

Als ein Warnungszeichen dieser Art würde ich einen nach Art eines Ordens vom Halse herabhängenden Hasenfuß, oder auch ein emaillirtes Hasenherz vorschlagen. Zugleich sey die Gesundheitspolizey auf die Heilung dieser bedauernswerthen Personen bedacht.

Als ein Specificum gegen das Manschettenfieber schlage ich gemeinnützige Arbeiten

beiten aller Art vor, durch welche zugleich ein patriotischer Zweck erreicht wird.

Die Erfahrung lehrt nemlich, daß gerade solche Personen der Ansteckung am ersten unterliegen, welche einer weichlichen Unthätigkeit ergeben sind, und deren Gemüth, weil es auf keine ernste Wirksamkeit gerichtet ist, sich dem losen Phantasienspiel und der unruhigen Träumerey überläßt, weshalb die Politik als das eigentliche Feld der Träumerey sie am meisten anzieht.

Ernste Beschäftigung ist daher ein Specificum gegen das Manschettenfieber, weil sie das müßige Spiel der Einbildungskraft unterdrückt.

Wäre das Schanzen noch wie sonst an der Tagesordnung, so würde ich es als ein ganz vorzügliches Heilmittel empfehlen, weil schon der Gedanke an mannhaften Widerstand, und die mit dieser Arbeit verbundene körperliche Anstrengung ungemein stärkend auf das Nervensystem wirkt. Aber

zur Freude aller Patrioten ist unser Vaterland jetzt sowohl durch die Beendigung der Schanzarbeiten, als auch durch die entwickelte Volkskraft eine große unbezwingbare Festung geworden, so daß unsre vaterländischen Maulwürfe in den ersten Jahrhunderten hoffentlich durch keinen Schanzspaten in ihren Minirarbeiten gestört werden möchten. Wir müssen uns daher nach andern gemeinnützigen Arbeiten für unsre Patienten umthun. Unter diesen empfielt sich am meisten das Charpierupfen, das Nähen der Kommißhemden und Kommißmäntel, und ähnliche patriotische Beschäftigungen. Dadurch wird ihr Gemüth von den Ereignissen am Rhein und an der Elbe abgezogen, und einzig und allein auf das Pensum gerichtet werden, welches der Arzt ihnen aufgiebt. Die Materia peccans wird von ihnen weichen, und den traurigen Wirkungen des Manschettenfiebers Einhalt geschehen.

Und nun lassen Sie uns zweytens zu

der Gallomanie oder Franzosensucht übergehen, einer Epidemie, welche sich vorzüglich bey dem vornehmeren Theile unsers Volkes äußert.

Die Franzosensucht hat eigentlich ihren Sitz im Gehirne, und besteht in einem Wahnsinn, welcher dergestalt den richtigen Gebrauch unsrer Vernunft und unsrer Sinne stört, daß wir alles, was französischen Ursprungs ist, im vergrößerten, und alles was vaterländischen Ursprungs ist, im verkleinerten Maaßstabe betrachten, in einer fixen Idee, vermöge deren uns jenes in der Glorie der Vollkommenheit stralt, dieses aber als verächtlich und armselig erscheint. Leute, deren Gehirn von dieser fixen Idee angegriffen ist, sehen z. B. jeden Tambour major für einen Epaminondas, jeden Voltigeur für einen Bayard, jedes französische Marketenderweib für eine Jeanne d'Arc, und jeden französischen Bauchredner oder andern Gaukler für einen Roscius und Garrick an; mit Einem

Worte: sie sind von einer solchen Bewunderung alles Französischen durchdrungen, daß selbst der Auswurf dieser Nation sie mit Ehrfurcht erfüllt.

Daher ergeht es ihnen ungefähr wie den Unterthanen des Dalai Lama, welche dessen Excremente als Heiligthümer verehren, sie als Kleinodien an sich tragen, und sogar ihre Speisen damit würzen.

Diese Manie äußert sich erstens in einem brennenden Verlangen, sich mit der großen Nation zu amalgamiren, welches zuweilen bey Frauenzimmern, die damit befallen sind, zu seltsamen Verirrungen des Verstandes und Herzens Anlaß giebt. Der Patient wird von einer quälenden Unruhe getrieben, dem vaterländischen Boden zu entfliehen, und französische Luft einzuathmen. Er eilt wie ein Besessener nach Frankreich, und hat er erst diese Sehnsucht gestillt, dann ist seine Narrheit vollends unheilbar. Ein auffallendes Symptom derselben ist der Wi-

derwille gegen die Muttersprache. Wie die Hundswuth sich zuweilen in der Art äußert, daß der damit befallene seine vernünftige Menschensprache mit einem Hundegebell vertauscht, so redet auch der mit der Franzosenwuth befallene von jetzt an nur die Nasensprache und jeder deutsche Laut erregt ihm Ohrenkrampf.

Wenn wir daher deutsche Familien bemerken, wo kein deutsches Wort die Censur passiren darf, wo selbst die Dienerschaft, vom Haushofmeister bis zum niedrigsten Küchenjungen herab französisch schnattern muß, wo alles französische Namen trägt, wo Marilise oder Annemarie die Hausmagd in Margot oder Fanchon, Christian der Hausknecht in Jean, Pierre oder La Fleur, und selbst die Hauskatze in Babet oder Philine umgetauft wird, so haben wir sehr Unrecht, wenn wir über diese Erscheinung lachen und spotten, wir müssen sie vielmehr als die Folge einer unglücklichen Disposition des Gehirns

betrachten, ja es würde Christenpflicht seyn, so schnell wie möglich den Arzt herbeyzurufen, wenn ärztliche Hülfe bey diesen Gehirnkranken etwas anschlüge.

Ein andres Symptom der Franzosensucht besteht in der Aneignung französischer Moden, Sitten und Gesinnungen. Daß alles, was der Gehirnkranke an sich trägt, von der Perücke bis zur Sohle französischen Zuschnitt haben, daß jeder Faden an ihm aus französischem Stoffe bestehen, von französischen Händen verfeinert seyn muß, das versteht sich von selbst. Seine Vorliebe für die Fabrikate und Galanterieartikel dieser Nation geht so weit, daß selbst eine Galanteriekrankheit, die er in dem Palais Royal erndtete, ihn durch die Betrachtung zufrieden stellen würde, daß sie französisches Erzeugniß sey, ja selbst über eine Prügelladung, die er in einer Pariser Schenke davon trug, würde er sich durch die Reflexion trösten, daß sie französische Manufakturarbeit sey.

Die französische Sitte äußert sich bey den Gehirnkranken vorzüglich in dem sogenannten Air suffisant, mit welchem dieses Volk Gottes auf alle Völker, welche diesseit des Rheins bis an den Nordpol und die Küste von Kamschatka wohnen, wie auf hyperboreische Esel oder zottige Eisbären herabsieht, in jener Nachlässigkeit des Betragens, welche keine Notiz von uns zu nehmen scheint, sich über unsre krähwinkelschen Begriffe von Schicklichkeit hinwegsetzt, in Gesellschaften den Hut aufbehält, laut pfeift und trällert, und überall das große Wort führt, ferner in jener affektirten Kurzsichtigkeit, welche gegen uns anrennt, als ob wir gar nicht zugegen wären, und den Verstoß durch ein trocknes Excusez! zu mildern wähnt.

In der That: nach dem stolzen Mitleiden zu urtheilen, womit mancher Franzose uns betrachtet, und nach dem Beynamen, womit er uns beehrt, scheint er uns unge-

fähr für eine menschenähnliche Thierrasse zu halten, die mit den Patagoniern, Pescherás und Neuseeländern auf Einer Bildungsstufe steht, und uns nur in so fern einiger Aufmerksamkeit zu würdigen, als er durch uns seine Kenntnisse in der Naturgeschichte zu bereichern glaubt.

Wir müssen leider bekennen, daß dieses Vorurtheil in dem Betragen eines Theils unsrer Nation vollkommen Entschuldigung findet. Denn wer sich in den Staub krümmt, wird von Rechtswegen getreten, und wer durch knechtische Vergötterung alles Fremden, durch Nachäffung fremder Sitten und Sprache seinen Volkscharakter verläugnet, der verdient die Verachtung, die ihm reichlich gespendet wird. —

Wir lachen über den Irrthum eines Franzosen, der eine Reise durch Deutschland gemacht hatte, und in seiner Reisebeschreibung unter andern einer Schaafsrasse in der Lüneburger Heyde gedenkt, welche dort

Heydschnucken genannt werden. Er sagt von ihnen: „il y a ici un peuple sauvage, nommé Heydschnucken." — Aber lachen wir nicht. Denn ich bin fast überzeugt, daß dieser Äußerung keineswegs ein Irrthum, sondern ein boshafter Spott zum Grunde liegt. Wie wenn wir in einer Reisebeschreibung durch Afrika die Bemerkung fänden: Außer den Kaffern und Hottentotten findet man hier noch einen Volksstamm deutschen Ursprungs, die Affen genannt? — Denn daß uns Deutschen auch etwas von der Affennatur zu Theil ward, ist eine längst bekannte Sache. Unsre Nachahmungssucht und das seltsame Phänomen, daß wir immer an irgend einer Manie leiden, bestätigt diese Behauptung. Ist es nicht die Gräkomanie oder Anglomanie, so ist es gewiß die Gallomanie, die Russomanie oder Cosackomanie, die uns beherrscht.

Doch wieder auf unsern Hirnkranken zu kommen: Sein höchster und einziger Stolz

ist es daher, für ein Stück von der großen Nation zu gelten, und die süßeste Schmeichelen, die wir ihm sagen können, besteht in der Versicherung, daß er der ausgemachteste französische Geck sey, der uns je vorkam. Denn hierdurch geben wir zu erkennen, er habe sich diesem Volke dergestalt assimilirt, daß es unmöglich sey, ihn von seinem Urbilde zu unterscheiden, und dies ist ja eben das Ziel alles seines Strebens.

Nachdem wir nun die Kennzeichen der Gallomanie betrachtet haben, wollen wir endlich zu ihrer Heilung übergehen. Hier werde ich mich jedoch sehr kurz fassen können. Denn ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß alle hippokratische Kunst an diese Hirnkranken verschwendet sey.

Der sinnreiche Jesus Sirach sagt, wenn ich nicht irre: „So du den Narren in einem Mörser zerstießest, doch wird seine Narrheit nicht von ihm weichen.“ — Diesen Ausspruch können wir mit allem Rechte auf

unsre Patienten anwenden. Denn wenn wir die Erfahrung machen, daß selbst Mißhandlungen und Kränkungen aller Art, welche die große Nation ihnen zufügte, sie keinesweges von ihrer Manie heilten, sie im Gegentheil noch mehr darin bestärkten, so können wir wohl dreist annehmen, daß diese Gattung von Narren absolut unheilbar ist. In der That habe ich mehr als einen derselben gekannt, der von den Franzosen recht eigentlich in die Cur genommen, vielfach ausgeschimpft, ausgehöhnt, zerschlagen und zerbläuet, ausgeplündert und obenein zum Hahnrei gemacht wurde, und der gleichwohl in seinem Wahnsinne beharrte.

Geben wir es daher auf, diese Mohren weiß zu waschen, und begnügen wir uns mit einem stillen Gebet für ihre armen Seelen.

Und hiermit, meine hochzuehrenden Herren! beschließe ich meine Vorlesungen mit

der Versicherung des aufrichtigsten Dankes für die Geduld, mit welcher Sie mir bisher ihre Aufmerksamkeit schenkten, und mit dem herzlichen Wunsche, daß das Andenken an mich zugleich die Erinnerung einiger frohen Augenblicke in ihr Gedächtniß zurückrufen möge.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friedrich, Theodor Heinrich,

Satyrischer Feldzug in einer Reihe von Vorlesungen gehalten zu Berlin im Winter 1813 - 1814

Bd.: [1] : Nebst einer Zueignungsschrift an den Einsiedler in Elba

Berlin 1814

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Pol.o.6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11752868-7